

DEUTSCHE RUNDSCHAU

OKTOBER 1937

64. JAHRGANG

A U S D E M I N H A L T

AMHABER: England und der Friede / HANS KÜNKEL: Weg des Lebens!
FECHTER: Dämon Sprache / GEORGI: Rund um Rhodos / BENZ:
Nationalgefühl und Geistigkeit / v. SCHLÖZER: Rainer Maria Rilke in
Paris / WIEDENFELD: Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre /
PECHEL: Die Besetzung von Runö / JOSEF MARTIN BAUER: Die barocke
Erzählung. Novelle

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER
UND EUGEN DIESEL

MONATLICH 1.— RM

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHTEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · PREIS 1.— RM
Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 12.— RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Vierteljährlich 3.— RM · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
SCHRIFTLEITUNG: BERLIN W 35 · KURFÜRSTENSTRASSE 42
VERLAG PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG C 1, INSELSIR. 22 24 · POSTSCHECKK. LEIPZIG 2

64. JAHRGANG

OKTOBER 19

INHALTSVERZEICHNIS

Ernst Samhaber: England und der Friede	I
Hans Künkel: Weg des Lebens!	7
Paul Fechter: Dämon Sprache	11
Eberhard Georgii: Rund um Rhodos	16
Richard Benz: Nationalgefühl und Geistigkeit	25
Lebendige Vergangenheit. Adam Heinrich Müller	30
Leopold v. Schlözer: Rainer Maria Rilke in Paris	34
Kurt Wiedensfeld: Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre	37
Otto Doderer: Eugen Diesel als Bühnendichter	40
Rudolf Pechel: Die Besetzung von Runö	41
Rundschau	49
Josef Martin Bauer: Die barocke Kerze. Novelle. I.	58
Literarische Rundschau:	
W. Wirths: Der Roman des Soldatenkönigs	65
R. Pechel: Für den Weihnachtstisch	66

England und der Friede

Es scheint die Eigentümlichkeit der englischen Politik zu sein, daß sie von den anderen Staaten immer wieder falsch eingeschätzt wird. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, welchen vernichtenden Eindruck die englische Kriegserklärung 1914 auf die deutsche Reichsregierung machte, obwohl wir nachträglich nicht mehr daran zweifeln können, daß diese Kriegserklärung nach der vorangegangenen britischen Politik unvermeidlich war. Dem gleichen Irrtum sind aber im Laufe der Geschichte fast alle Gegner Englands verfallen, sei es in dem Sinne, daß sie durch die britische Kriegserklärung überrascht wurden, sei es, daß England im entscheidenden Augenblicke seine Bundesgenossen preisgegeben hat. Mitten im siebenjährigen Kriege wurde nach dem Tode König Georgs II. das Ministerium Pitt gestürzt und Preußen fallen gelassen.

Dieses Schwanken Englands, dieses Abweichen von dem, was andere europäische Staaten unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen zu tun pflegen, zeigt, daß die Methoden und das Tempo der britischen Politik andere sind als die des Festlandes. Deswegen ist es so schwierig, dem kontinentalen Denken die Eigenart der britischen Politik verständlich zu machen, weil mit anderen Maßstäben gerechnet wird, weil selbst die Gesetze der Entwicklung verschieden zu sein scheinen. Dabei können wir immer wieder finden, wie selbst die Engländer ein eigenartiges Verhältnis zu ihrer Außenpolitik haben. Sie streben Ziele an, von denen wir überzeugt sind, daß sie nicht ernsthaft gemeint sind, ergehen sich in userlosen Plänen der Weltverbesserung, um dann plötzlich umzuschwenken und höchst greifbare Vorteile nach Hause zu bringen. Die Folge ist der Vorwurf des Cant, das unbegrenzte Mißtrauen allen englischen Phrasen gegenüber. Wir glauben nicht an das, was die Engländer sagen, aber wir sehen, daß sie anders handeln als wir in ähnlicher Lage. Niemand scheint uns das Rätsel lösen zu können, und so sehen wir, wie Großbritannien wegen eines entfernten afrikanischen Reiches einen gewaltigen Sanktionskrieg vom Zaune bricht, um dann im entscheidenden Augenblick, als die Verschärfung der Sanktionen bis zur Ölsperrre beschlossen werden soll, zurückzuweichen und dann diesen ungeheuren Aufwand ruhmlos abzulassen. Aber dann wieder schließt England nicht endgültig Frieden mit Italien, sondern schleppt einen unklaren völkerrechtlichen Zustand, wie die Nichtanerkennung des italienischen Imperiums, monatelang weiter. Die Gefahr für den europäischen Frieden, der klare und durchsichtige Verhältnisse verlangt, scheint ihm nichts zu bedeuten.

Wenn wir versuchen wollen, in diese Eigentümlichkeit der englischen Politik einzudringen, so geschieht das nicht nur aus theoretischer Freude an derartigen Untersuchungen. Es hängt für das Deutsche Reich wie für alle europäischen Völker viel davon ab, sich über die britische Politik klarzuwerden, um vor Überraschungen wie vor einer falschen Einschätzung der britischen Macht bewahrt zu bleiben. Um zum Kern der englischen Politik vorzudringen, wollen wir an die große Lehr-

meisterin uns wenden, die allein uns Auskunft erteilen kann, an die Geschichte. Es ist sonderbar, wie wenig die wirklich bewegenden Kräfte der britischen Machtentwicklung bekannt sind.

Nach englischer Auffassung ist Großbritannien gewachsen aus dem Zusammenwirken von demokratischer Freiheit und den hohen seemännischen Eigenschaften der britischen Bevölkerung, während auf dem Festlande die finsternen Mächte der staatlichen Tyrannei und der Religionsverfolgungen die freien Kräfte gebunden, ja vernichtet haben. Ein Blick in die innere Politik Englands allein genügt bereits, um zu erkennen, wie einseitig diese Auffassung ist, wie auch in England staatlicher Druck und religiöse Verfolgung geherrscht haben. Wir werden uns daher von diesen stark wertbetonten englischen Vorstellungen freimachen müssen, um die Tatsachen der Geschichte selbst sprechen zu lassen.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts überstieg die Bevölkerung Englands kaum die Dreimillionengrenze, während Spanien damals mehr als das Doppelte, Frankreich das Fünffache und das Reich wohl mehr als das Siebenfache an Bevölkerung aufzuweisen hatte. Der englische Handel war sehr gering. Er lag sehr stark in den Händen von Ausländern, vor allem der Hanse. Die Ausfuhr, von der das Land lebte, bestand in erster Linie in Wolle für das reiche Industriegebiet Flanderns. Zu dieser geringen wirtschaftlichen Bedeutung kamen die unglücklichen inneren und äußeren politischen Verhältnisse, der Gegensatz zwischen Krone und Adel, dessen Spaltung in sich bekämpfende Parteien mit den sich daraus ergebenden blutigen Verfolgungen, die drohende Nachbarschaft Schottlands und Irlands, die von dem mächtigen Frankreich immer wieder aufgestachelt wurden, während erst durch die Tudors wenigstens Wales in das Reich organisch eingegliedert wurde.

Wenn sich diese Lage bis zum Ende des 16. Jahrhunderts so grundlegend geändert hat, so beruhte das nicht auf einer Schwächung der Festlandsstaaten und erst recht nicht auf einer starken zielbewußten englischen Politik. Im Gegenteil, das Geheimnis des englischen Aufstieges im 16. Jahrhundert liegt darin, daß der Staat im Innern immer schwächer wurde, während er auf dem Festlande immer mehr an Macht zunahm. Die starke Regierung Heinrichs VIII. hat praktisch für England selbst keine Änderung herbeigeführt. Als er 1547 starb, war England immer noch eine Macht dritten Ranges, die sich nur mit Hilfe des verbündeten Spanien Ansehen zu verschaffen wußte. Die große Entwicklung unter Königin Elisabeth aber vollzog sich abseits von den staatlichen Einflüssen, ja gegen die Gesetze des Staates. Die großen Seehelden, die damals den Ruhm englischer Seefahrt durch alle Meere trugen, waren geächtete Seeräuber, die von ihrer Königin öffentlich verleugnet wurden, bis sie im Seekrieg gegen Spanien in die nationale Verteidigung eingegliedert wurden. Dennoch werden wir sagen können, daß beim Tode der großen Königin Elisabeth 1603 England weder eine nennenswerte Kriegesflotte, noch eine Handelsflotte, noch eine Industrie, noch ein Heer, noch überseeische Besitzungen besaß. Der bedeutendste Machtfaktor war eine ausgezeichnete Fischerflotte, die nach Neufundland fuhr. Diese stellte zugleich den Rückhalt für die Kaperschiffe im Kriegsfall. Sie war aber keine staatliche Organi-

sation, auch kaum zu organisieren, und von diesen Seeleuten ging die Politik aus, niemals in das spanische Weltssystem eingegliedert zu werden.

Die Stuarts hatten für diese Politik kein Verständnis. Aus ihrer schottischen Vergangenheit kannten sie eine gewisse Bindung an Frankreich, im allgemeinen aber übernahmen sie die ursprüngliche spanische Politik der Tudors, die zur Vermählung der Königin Maria, der Katholischen, mit Philipp II. von Spanien geführt hatte. Sie konnten das um so leichter, als Spanien 1609 einen zwölfjährigen Waffenstillstand mit den Niederlanden geschlossen hatte und nun Frankreich unter der Leitung des Kardinals Richelieu zu bedrohlicher Macht anstieg. Aber diese Bindung an Spanien bedeutete, daß ein geschlossener, durchorganisierter Staat in England dafür sorgte, daß die Machtverhältnisse zur See, daß das spanische Monopol in Amerika (und seit der Eingliederung Portugals auch in Asien und Afrika) anerkannt, daß die dynamischen Kräfte in England durch den Staat gebunden würden.

An dieser Forderung sind die Stuarts zerbrochen. Ein König verlor den Kopf, ein anderer den Thron. Während in Spanien sich ein Polizeistaat, in Frankreich ein Militärstaat ersten Ranges entwickelten, versank der Staat in England in Ohnmacht gegenüber den soziologischen Kräften. Als vorübergehend gerade aus den ständischen Kräften in Cromwell ein bedeutender Staatsmann emporstieg, führte die Rückwirkung nach dessen Tode zur Restauration, weil die Bevölkerung jegliche Machtentfaltung militärischer Art mit größtem Mißtrauen betrachtete. Und dennoch ist England gerade im 17. Jahrhundert so stark und mächtig geworden, daß im folgenden Jahrhundert die Weltherrschaft errungen werden konnte.

Eine eigenartige Entwicklung! Sie allein bietet den Schlüssel zur englischen Politik. Die Schwäche des Staates hat das erreicht, was ein Ludwig XIV. von Frankreich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vergeblich versucht hat. Man kann die tieferen Gründe dafür in den äußeren Gegebenheiten, in der englischen Insellage, in der Tatsache suchen, daß die neuen Weltverkehrslinien an der englischen Küste entlang führten, oder man kann die inneren Kriege in Europa, das Zerfleischen der Kontinentalmächte untereinander in den Kriegen des Sonnenkönigs dafür verantwortlich machen. Man kann aber auch aus dieser geschichtlichen Entwicklung ein System machen, und das haben die Engländer nach 1688, nach der Landung des Prinzen Wilhelm III. von Oranien auf englischem Boden, getan.

Die Stärke des Staates bindet im Inneren viel Kräfte, setzt sie unter Druck und erzeugt Gegendruck, wie das die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich deutlich gezeigt hatte. Zugleich führt das zu einer Spannung zwischen den soziologischen Kräften, in erster Linie des grundbesitzenden Adels mit seinen konservativen Neigungen, und dem Staate, der sich der neuen aufstrebenden Bevölkerungsklassen annehmen will und muß. Darüber hinaus aber läßt die Stärke des Staates außenpolitisch die Nachbarn sich aus Furcht zusammenschließen zu einer übermächtigen Koalition. Das Beispiel der Habsburger und Ludwigs XIV. von Frankreich schreckten von dergleichen Versuchen ab. Das, was England anstrebte, war eine tatsächliche weltpolitische Macht, die aber nicht im Staate, sondern in den Händen seiner Bürger ruhte. So hat es im Frieden von Utrecht nicht die

spanischen Besitzungen in Amerika verlangt, sondern das Sklavenhandelsmonopol, das finanziell mehr einbrachte als der politische Besitz.

So baut sich das Britische Weltreich auf in dem eigenartigen Gegensatz zwischen staatlicher Ohnmacht und den ungeheuren Reserven seiner Bürger. Während der Handel aufblühte, überall die britische Flagge vorherrschend war, in Indien ein Weltreich von einer privaten Gesellschaft geschaffen wurde, war der Staat der Hannoveraner schwach und ohnmächtig, kaum in der Lage, sich mit den anderen europäischen Staaten an Truppen, ja nicht einmal an ausgerüsteten Kriegsschiffen zu vergleichen. Aber hinter diesem schwachen Hofe stand das mächtige Britische Reich mit seinen fast unerschöpflichen Reserven. Nur einmal ist England von dieser Politik abgegangen, und das Ergebnis war ein völliger Zusammenbruch. Das war damals, als der Staat den Kolonisten in Nordamerika seinen Willen auferlegen wollte, sie durch Steuerzahlung in ein staatliches System hineinzuzwingen, wie es für jede kontinentale Macht selbstverständlich gewesen wäre. Damals ist nicht nur fast ganz Nordamerika verlorengegangen, dieser starke Staat brachte damals die immer gefürchtete Koalition von Frankreich, Spanien und Holland zusammen, während Österreich, Preußen, Rußland, Dänemark, Schweden und Portugal die bewaffnete Neutralität erklärten, die sich gegen die Übergriffe des seebeherrschenden englischen Staates richtete. Damals stand England vor dem Zusammenbruch. Selbst zur See war die Überlegenheit der Verbündeten unbestreitbar. Da hat es die englische Politik der staatlichen Schwäche fertiggebracht, daß die französischen Bewohner Kanadas sich für England aussprachen, das ihnen Religionsfreiheit versprach, während die nordamerikanischen Kolonisten unduldsam waren. Und der heldenmütige Widerstand Gibraltars in vierjähriger Belagerung stellte militärisch das Gleichgewicht wieder her.

Wie wieder hat sich der englische Staat zu einer äußeren Betonung seiner Machtstellung hinreißen lassen wie damals unter dem Eindruck des siegreich bestandenen Siebenjährigen Krieges, aber auch niemals wieder sah sich England einer derartigen Koalition gegenüber wie während der amerikanischen Freiheitskriege. Als unter der Herrschaft des Korsen ganz Europa sich in der Kontinental Sperre abschloß, besaß England trotzdem überall Bundesgenossen, wenn sie sich auch nicht immer frei äußern konnten. Sie waren es, die den Aufstand in Spanien, das Schwenken der russischen Politik und schließlich den Zusammenbruch Napoleons herbeiführten. Seit jenen dunklen Tagen ist es das erste Gesetz der britischen Politik, niemals die Macht stärker zu zeigen, als unbedingt notwendig ist, immer von einem übermächtigen Staate auf dem Festlande zu sprechen, nur von der Bedrohung fremder Interessen, so daß die Problemstellung der Welt sich nicht mit der Tatsache des Englischen Weltreiches selbst beschäftigt.

Diese Politik ist aber nur möglich unter zwei Voraussetzungen. Ein Reich, das sich so weitgehend ausschaltet, muß gesättigt sein, darf keine eigenen Ziele anstreben. Das gilt im allgemeinen für das Britische Imperium. Als dieses einmal einen entscheidenden Schritt zur Ausdehnung machte, hatte es im Burenkrieg stimmungsmäßig sofort wieder die Weltmeinung gegen sich, und es bedurfte sehr großer Vorsicht und taktischen Lavierens in Europa selbst, um aus diesem

räumlich so entlegenen Konflikt keine ernste Krise sich entwickeln zu lassen. Sodann aber muß die Politik getragen werden von einem ernststen und wahrhaften Verantwortungsgefühl für eine vernünftige, das heißt aber elastische Erhaltung des gegebenen Zustandes.

Sobald die Verhältnisse der Welt unaufhaltsam einem Konflikt zudrängen, weil die Voraussetzungen für den Frieden fehlen, muß England eingreifen, darf es sich ihnen durch deren Verneinung oder auch nur deren Mißachtung nicht in den Weg stellen. Das Britische Weltreich in allen Erdteilen ist ein viel zu komplizierter Organismus, als daß er sich aus einem Konflikt heraushalten könnte, ganz gleichgültig, wo dieser ausbrechen würde. Ein Frieden aber müßte wiederum so beschaffen sein, daß er sich in die so verschiedenartigen Interessen des Weltreiches einzugliedern vermöchte. Kein anderer Staat wird so durch die Spannungen bedroht, die aus der Außenpolitik, aus den wirtschaftlichen Faktoren und den soziologischen Tendenzen erwachsen könnten. Fast jeder Staat kann von sich aus, durch gesetzliche Maßnahmen oder durch eine gesicherte nationale Verteidigung störende Einflüsse von außen abweisen. England kann das nicht. Sein Weltreich liegt offen und scheinbar unbeschützt da. Eine zahlenmäßig äußerst geringe Streitmacht sichert den Einfluß über Hunderte von Millionen unterworfenen Untertanen, während die weißen Dominions allein durch die freiwillige, ungewollte Mitarbeit im Weltreich gehalten werden können.

Auf wirtschaftlichem Gebiet beruht die Verantwortung Englands auf einer vernünftigen Regelung der Rohstofffrage, die nicht den Gegensatz der *haves* und der *havenots* sich zu einer Krise auswaschen läßt. Der abessinische Konflikt und die ostasiatischen Vorgänge sollten den Engländern zeigen, daß eine weitere Verzögerung der Lösung nicht ohne Gefahren ist. Auf politischem Gebiete müßte die Verantwortung Englands dahin gehen, ungesunde Ungleichheiten, wie sie sich aus dem Frieden von Versailles und den anderen Friedensverträgen ergeben, einer organischen Lösung zuzuführen.

Aber diese Pflicht zur Verantwortung stößt in England auf den Willen, keine äußere Macht auszuüben, auf die Tatsache der staatlichen Schwäche. Es ist immer der Ruf der englischen Politiker, England müsse die Führung übernehmen, aber dann, im entscheidenden Augenblick, fehlt die Kraft des Entschlusses, einfach deswegen, weil die vorhandene militärische Macht zu gering ist. Der Sprung von den hohen Zielen zum praktischen Handeln stößt immer wieder auf die Erkenntnis der vorhandenen Schwäche und läßt die englischen Staatsmänner vor dem Äußersten zurückschrecken. Daraus machen die ausländischen Beobachter eine tatsächliche Schwäche Englands. Sie vergessen, daß nach dem Entschluß zur Tat die Mobilisierung der ungeheuren Reserven Englands einseßt, die allerdings Monate und Jahre dauert, die aber bisher jeden Gegner niedergerungen hat.

In diesem Augenblicke des Entschlusses wirkt sich der Gegensatz zwischen staatlicher Schwäche und nationaler Stärke aus. Die öffentliche Meinung in England spaltet sich, und jetzt erscheint sie völlig unverständlich. Einerseits verlangt sie von der Regierung die größte Energie, andererseits verweigert sie ihr die Machtmittel, vor allem das Mittel des Krieges, diese Ziele zu erreichen. Die

ationale Kraft, die potentielle Macht soll durch diplomatische Meisterschaft alles ohne den letzten Einsatz erreichen. Das ist immer wieder das Bild Englands in den entscheidenden Stunden.

Es ist dann für den fremden Staat sehr schwer, zu entscheiden, wie weit dieser Konflikt zwischen Wollen und Handeln den Kern der britischen Politik berührt, das Weltreich inmitten der unruhigen Welt als ruhende Macht zu sichern, wieweit sich England wirklich bedroht fühlt oder nicht. Das hängt von der englischen Einschätzung des Gegners ab, und auch da läßt sich der englische Staatsmann von seinem Instinkt mehr leiten als von den Zahlen der Armeekorps oder der vorhandenen Schlachtschiffe. In dieser instinktiven Einschätzung aber entscheidet die Innenpolitik. Wir wissen, wie im 16. und 17. Jahrhundert der „Papismus“ eine entscheidende Rolle gespielt hat und im 19. die „Tyrannei“. Auch heute ist die englische Außenpolitik sehr stark bestimmt durch die Einstellung gegen den „Faschismus“, wobei die autoritären Staaten gleichzeitig als die havenots bezeichnet werden. Darüber hinaus werden alle innerpolitischen Bestrebungen dieser Staaten in Bevölkerungs- und Rassenpolitik sorgfältig in das außenpolitische Bild eingebaut.

So sieht der Engländer dauernd Gefahren, die das Gefüge seines Weltreiches bedrohen, aber da er dieses als ewig und unvergänglich anzusehen sich bemüht, beginnt er sich einzureden, daß diese Gefahren nicht ihn, sondern andere, den Frieden der Welt bedrängen. Und jetzt führt die politische Gegenwirkung zu der eigentümlich englischen Politik, die eigenen Interessen noch weiter zurückzustellen, die eigene Stärke noch weiter zu verdecken, gleichzeitig aber sie möglichst schnell zur Entfaltung zu bringen. Mit Riesenschritten soll nachgeholt werden, was unter dem Wunschbilde eines ewigen Friedens versäumt worden ist. Die englische Aufrüstung ist das beste Beispiel dieser Politik, wir könnten aber aus der Geschichte zahllose Vorgänge anführen, wenn sie auch noch niemals dieses Ausmaß angenommen haben. Zugleich aber setzt die diplomatische Vorbereitung der Entscheidung ein, die den Gegner zu isolieren, ins Unrecht zu setzen und von seiner Stoßrichtung auf das Imperium abzulenken sich bemüht.

Es ist die Zusammenarbeit von Innen- und Außenpolitik, die den Gegner zermürben und schwächen soll. Der Krieg soll nicht mehr um reale Interessen, an denen andere Staaten keinen Anteil haben, sondern um hohe Ideale geführt werden, die für die ganze Welt des Kampfes wert sind. Während des Weltkrieges war es der Ewige Frieden und die Demokratie, heute ist es der Völkerbund und, wohl mit starker Rücksichtnahme auf die Vereinigten Staaten, die Freiheit des Individuums. England weiß, daß auf der politischen Freiheit sein Weltreich ruht, weil sein Staat selbst so schwach ist, daß er niemals mehr die Dominions gegen ihren Willen zwingen könnte, und so sieht es in der straffen Organisation des totalen Staates die größte Gefahr, die größer ist als selbst soziale Zersetzungsbestrebungen. Seine Verantwortung gegenüber dem Frieden als der Erhaltung des politischen Status der Besitzenden hat so einen künstlichen Gegner aufgebaut, hinter dem es die wirklichen Gefahren nicht mehr sieht.

Weg des Lebens!

„Ich habe gewollt und ich will, aber wir sind beschlossen in der Hand des Herrn, wir und unsere Werke; außer wozu er uns zunicht — mehr können wir nicht tun. Es ist Notwendigkeit, die uns leitet, und nicht Wille. Wir vermögen es nicht, uns gegen das Auferlegte zu stemmen. Daher führen wir unsere Vorsätze nicht aus.“

Diese Worte, die eine wunderbar tiefe und einfache Antwort geben auf manche Lebens- und Schicksalsfrage, die uns brennt, sind nicht in unserer Zeit geschrieben worden, sondern vor nunmehr nahezu tausend Jahren von Notker dem Deutschen, der um 950 geboren wurde und sein langes Leben der Seelenführung und Erziehung im Kloster St. Gallen widmete.

„Außer wozu Gott uns zunicht — mehr können wir nicht tun.“

Aus diesen Worten spricht ein Mensch, der manches Mal mit seinem Willen an tief gegen die harten Schranken der Notwendigkeit, die jedes Menschenschicksal bindet; der sich den Kopf blutig lief an diesen Schranken; der umkehrte und endlich sein eigenes Schicksal fand und nun plötzlich erlebte, daß Gott ihm zunicht. . . .

Der Mensch kann dieses oder jenes wollen und sich vorsehen — aber er kann es nicht tun. Wie zwischen unsichtbaren Wänden tastet sich unser Wille entlang; wir sehen um uns hundert Möglichkeiten, aber wir können sie nicht ergreifen; wir sehen tausend Wege, die andere vor uns gingen oder neben uns gehen, aber wenn wir sie ebenfalls gehen wollen, finden wir sie versperrt. Bald sind es äußere Hemmnisse, bald innere, die sich uns entgegenstellen; bald fehlt es an Mitteln und Möglichkeiten, bald an unserer eigenen Kraft und Fähigkeit. Immer wieder prallen wir an gegen die Notwendigkeit, die unsere Hoffnungen und Entwürfe zerschlägt, und wir taumeln weiter. So schiebt uns das Leben voran, und wir gehen unwillig, weil wir es anders wollten. Wir merken gar nicht, daß die Stäbe, an denen wir uns stoßen, Wegweiser unseres Schicksals sind. Denn wir haben einen Weg, einen einzigen, den unsere Notwendigkeit will! All diese Wände, diese Schranken, in denen wir uns gefangen fühlen — sie bezeichnen unsern Schicksalsweg, den Weg unserer Notwendigkeit. Wir gehen ihn schließlich doch, vom Schicksal unwillig gezwungen. Ihn müssen wir mit unserm ganzen Willen suchen und gehen, unsern uralten Schicksalsweg, auf dem Gott uns zunicht. — Der eine findet ihn früh, der andere spät, der dritte nie. Er ist der ganz besondere, eigenartige Reichtum, den jeder hat, ohne es zu wissen; der einzige, den einem niemand nehmen kann, es sei denn, daß man sich selbst verführen läßt. Flatternde Wünsche und Neid auf andere verführen uns am meisten, fast ohne daß wir es wissen. Man wünscht sich leicht einen Weg, den ein anderer geht, ein Leben, das ein anderer lebt, und schon vergaß man wieder einen Augenblick das seine. Aber — man sieht bei anderen nur den Schein, denn die heimlichen Wunden, die die Dornen reißen, sieht man nicht.

„Ich habe nur noch solche Wünsche, die mir mit schönen Wanderschritten entgegenkommen“, so schrieb Goethe, als er seinen Weg gefunden hatte. Wir müssen lernen, unsere eigenen Gedanken und Wünsche im Zaum zu halten. Wir dürfen es uns nicht mehr erlauben, blindlings zu wünschen, denn solche Wünsche sind abgelenkte Kräfte, die uns nach der Seite ziehen. Wir brauchen solchen flatternden Wunschgedanken, die uns oft nur von außen angeblasen sind und gar nicht in uns wurzeln, nicht nachzugeben: sie bereichern uns nicht, sondern sie verarmen uns, weil sie unsere Kraft zersplittern. Unser Weg liegt vor uns, und wenn wir ihn gehen, gewahren wir, daß gar nichts anderes uns reicher machen könnte, denn wir selber sind der Weg, weil unser Schicksalsleben eben unser ist und unsern Lebensbaum zur Reise führt, bis er Samen trägt. Es kommt nicht darauf an, ob ein Lebensweg größer und prächtiger ist als ein anderer, sondern nur darauf allein, ob er mit dem vollen Mute der Bejahung vollendet wird.

Wenn wir in unser Schicksal treten, hört die Notwendigkeit auf, uns zu stoßen: sie beginnt uns vorwärtszuziehen. Solange wir uns an ihr stießen, empfanden wir sie als negativ, als kalt und tot — nun, da sie uns auf unserem eigenen Wege zu uns selber zieht, wird sie für uns positiv und lebendig. Aus Zwang wird Führung. Je mehr wir „ja“ zu ihr sagen, um so mehr sagt sie „ja“ zu uns. Wir leben in ihr und mit ihr, und schließlich erwachen wir einmal ganz zu ihr und werden inne: die Notwendigkeit unseres Lebens ist unser eigenes höheres Selbst, das uns gestaltet.

Der Mensch ist nicht frei zu tun, was er will — der Mensch ist frei zu tun, was er muß. Für jeden Menschen gibt es ein lebendiges Müssen, dessen Befähigung durch die Tat höchstes sittliches Gebot wird, auch wenn es zeitweise gegen moralische Normen geht. Solch Ja der Tat ist immer fruchtbar, für den Menschen selber wie für alle, die um ihn sind. Wie ein frischer Wind weht es ins Leben und bläst den Staub weg, der sich auf uns legt, sobald wir unser Leben nach ausgedachten Regeln oder Gewohnheiten einrichten.

Unser Leben ist eine unerschöpfliche Quelle, die bis ins Alter nicht zu sprudeln aufhört. Aber viele Menschen haben Angst vor dem quellenden Leben, weil es immer unbekannt und neu ist und man nicht weiß, wohin es führen wird, während man doch so gerne alles vorausberechnen möchte. Man wünscht menschliche Sicherheiten, und Sicherheiten findet man in Vorschriften, Methoden und Gewohnheiten. Wenn man aber nicht mehr die Methoden, sondern das Leben selber lebt, gibt es keine Sicherheiten mehr, auf die man sich verlassen kann. Dann kann man nur noch glauben an Gott, der einem am Ende dieses Lebens zunicht, als an unsere einzige Sicherheit.

Wir dürfen uns nicht endgültig festlegen auf irdische Ziele, sonst vernageln wir uns selber. Denn neue Möglichkeiten mögen sich vor uns auftun, die wir sonst nicht sehen, und von denen doch eine die unsere ist. Neue Zielsetzungen mögen nötig werden, weil sich das Leben unablässig verändert. Als endgültiges Ziel bleibt schließlich nur das Ewige bestehen. Auf ein ewiges Ziel gehen wir auf unserm Schicksalswege zu. Wir müssen Gott nicht mit der Lehre, sondern mit dem Leben suchen, denn er ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten.

Um den Weg des Lebens zu finden, dürfen wir uns nicht mit zu vielem „Du sollst“ umgeben, sonst entdecken wir niemals das „Ich muß“. Wir müssen alte Regeln, alte festbefahrene Gewohnheiten von uns abschütteln und uns befreien aus den Spinnweben alter, ergebnisloser Gedankengänge. Die altgewohnten Denkbahnen, die wir mit unsern Gedanken jeden Tag gewohnheitsmäßig wiederholen, sind wie Mauern, die wir um uns aufbauen, selbstge setzte Schranken, die wir selbst nicht mehr durchbrechen können und in denen wir uns gefangenhalten, so daß uns weder Luft noch Sonne erreicht. Überzeugungen haben sich irgendwann einmal in uns gebildet, vielleicht bereits in unsern Eltern, und wir haben sie wie einen geheiligten Hausrat übernommen und schleppen sie nun mühselig in ein neues Lebensalter, ja, in ein neues Zeitalter hinein. Wir sollten unserm Schicksal dankbar sein, wenn es einmal wie ein frischer Wind dazwischenfährt, unsere alten Heiligtümer durcheinanderwirft und uns selber wieder auf die Straße setzt, damit wir neu anfangen können. Wir müssen unser altes Denken fahren lassen, wir müssen uns bequemen, noch einmal jung zu werden! Unser Herz muß wieder lauschen lernen, damit wir den Weg des Lebens finden, auf dem wir in den Schicksalsjahren unserer Jugend vielleicht einmal ein paar Schritte gewandert sind, den wir aber längst verlassen haben, um es uns in einer wohllichen Schutzhütte bei unsern Reliquien bequem zu machen. Man muß an den Ewigen glauben, wenn man die „Unendliche Straße“ geht!

Wir brauchen eine ganz besondere Wachsamkeit unserer Herzen. Gott, der Lebendige, waltet wieder in unserm Schicksal und schafft uns um. Unser Herz muß dem Leben entgegenschlagen, damit wir es nicht verfehlen, wenn es sich vor uns öffnet, weil wir es wo anders suchen, und eine Türe vor uns aufgeht, von der wir nichts wußten. Wir suchen es bei unserer Arbeit, aber vielleicht wartet es auf uns in unsern Kindern; suchen wir es in der Vergangenheit, so ist es vielleicht dicht vor uns in der Zukunft; hoffen wir auf die Zukunft, so steht es vielleicht vor uns als „Gegenwart“. Wenn Gott eine Türe schließt, öffnet er ein Fenster. Das Leben ist das heilige Buch der Schöpfung, das wir mit unserm Herzen leben müssen. Jedes Jahr beginnt ein neues Kapitel, jeder Tag schlägt eine neue Seite auf. Wenn wir nur mit Morgenaugen hineinschauen, dann sehen wir, daß es noch heute so neu und wunderbar ist, wie es einst in der Kindheit war, als wir uns an jedem Tage neu geschaffen fühlten. Kein Mensch ahnt, in wie unmittelbarer Nähe die lebendige Herrlichkeit um ihn ist.

Der Mensch ist nichts Festes und Gegebenes, sondern er wandelt sich. Sein „Ich“ füllt sich von Tag zu Tag mit neuen Inhalten; genau genommen wachen wir jeden Morgen verändert auf. Wir wachsen aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüber. Unsere Seele zieht an sich heran, was sie begehrt, und assimiliert es sich. Dagegen stößt sie Erledigtes und Verbrauchtes von sich ab, denn es gibt einen seelischen Stoffwechsel ganz ähnlich, wie es einen körperlichen Stoffwechsel gibt. Was wir heute unser Ich nennen, ist bereits etwas anderes, als was noch vor einem Jahre unser Ich war. Was wir lieben, ziehen wir seelisch an uns heran und nehmen es in uns auf. So läßt sich in gewissem Sinne sagen: was wir lieben,

werden wir. Lieben wir die Dinge, so werden wir selbst ein Ding; lieben wir Gott, den Ewigen, über alle Dinge, dann ziehen wir uns selbst in die Ewigkeit.

Darum ist die ewige Sehnsucht gut. Fausts Seele war nicht verloren, so tief er auch in Irrtum und Schuld fiel, solange er die heilige Unruhe im Herzen hatte. — „Ich danke dir, Gott“, schrieb der alte Amos Comenius, kurz vor seinem Tode, „daß du mich mein Lebenlang einen Mann der Sehnsucht hast bleiben lassen!“ Denn diese Sehnsucht ist es ja, die uns immer wieder das Herz öffnet und den gealterten Menschen, der schon an der Erde satt wurde, bereit macht, sich an das Ewige Leben hinzugeben.

So wird der Schicksalsweg zum Weg des Lebens. Wir sollen nicht mit Wünschen und Gedanken von ihm abweichen, weil er uns zu unansehnlich scheint, sondern mit aller Liebe, mit aller Hingabe, die wir besitzen, unsere Tage füllen. Wir sollen das Beste, was wir vermögen, das Edelste, was wir zu verschenken haben, in sie hineinragen. Alles ist so groß wie wir es machen. Nichts darf uns zu klein sein, um nicht das Größte daran zu wenden — dann werden unsere Lebenstage aus Kleinem groß.

Wir brauchen uns nicht zu sparen, denn je mehr wir geben, um so mehr empfangen wir. „Wer gibt, der wird empfangen; wer nicht gibt, dem wird genommen, was er hat“, so heißt wahrscheinlich das Christuswort, das vielleicht von einem entstellt wurde, der nicht geben wollte, was er hatte. Wer gibt, wird reich, wer segnet, wird gesegnet. Wir tragen alles selber in unser Leben hinein, Dürftigkeit und Mißmut genau so, wie Fülle und Erfüllung. Wir rufen, und das Leben antwortet. Das Leben ist unendlich wie das Meer. Wenn wir einen unerschöpflichen Glauben hätten, würden wir unerschöpflich schenken können, und unerschöpflich würde das Leben zu uns zurückkommen. Je mehr wir unser Leben mit Liebe füllen, um so mehr füllt es uns mit Liebe. Wenn wir kargen, hält es uns karg.

Liebe ist kein Gebot und keine sittliche Forderung. Liebe ist eine Gnade, die uns auf unserm Schicksalsweg entgegenkommt. Aber sie kommt nur, wenn wir auf diesem Wege uns selbst und unser Leben darbringen. Solange unser Ich im Mittelpunkt unseres Denkens steht, bleibt sie uns verschlossen. Es ist nicht genug, von der Wichtigkeit des Ich zu wissen, denn unsere Ichsucht ist eine furchtbare Wirklichkeit, die sich nicht durch Denken auflöst und die nur schrittweise durch unser ganz durchlebtes Schicksal schwindet.

Solange wir im Schicksal leben, leben wir im Reiche der Notwendigkeit. Die Notwendigkeit überwinden wir nicht dadurch, daß wir gegen sie ankämpfen, sondern dadurch, daß wir sie uns selbst zu eigen machen und sie erfüllen. Wir können es, weil das Gesetz unseres Lebens von unserem höheren Selbst bestimmt wird. Wir gehen den geheimen Pfad unseres höheren Selbst, wenn wir unseren Schicksalsweg bejahen, und mehr kann kein Mensch tun. Aber wir bleiben nicht in der Notwendigkeit des Schicksals hängen. Haben wir sie zur Hälfte erfüllt und zurückgelegt, so kommt uns die uranische Liebe entgegen, die Gnade ist und die keinen Zwang und keine Grenzen kennt. Erst in dieser Liebe sind wir frei! Wir spüren zuerst nur ihren Trost und ihren Anhauch, später werden wir ihr Werkzeug, um am Ende unserer Tage in sie einzugehen.

Dämon Sprache

Über den Ursprung der Sprache haben sich kluge und gelehrte Leute des öfteren den Kopf zerbrochen und mehr oder weniger dicke Bücher über das Problem geschrieben, wie wohl die Menschen einmal dazu gekommen sein mögen, Dinge und Gefühle, Vorgänge und ihre Reflexe in der Seele mit allerhand Lauten und Lautverbindungen zu bezeichnen, zu umschreiben oder gar zu deuten. Der Ursprung der Sprache, der Übergang vom einfachen, tierisch unartikulierten Laut der Freude, des Schrecks, des Hungers zum artikulierten Wort, zum Satz, zur Periode hat nicht nur Herder und Humboldt, sondern ganze Reihen gelehrter Häupter beschäftigt — während ein im Grunde viel wesentlicheres und zeitgemäßeres Problem, nämlich das heutige, das immer erneute Verhältnis zwischen Sprache und Mensch bisher nur von ganz wenigen überhaupt als Problem gesehen worden ist. Am meisten davon haben bezeichnenderweise noch die Dichter gahnt, die von Ibsen bis Hofmannsthal, von Gottfried Keller bis Nietzsche immer wieder wenigstens das Problem angerührt und gestaltet, wenn auch nicht umschrieben haben. Hjalmar Ekdal, der traurige Held der „Wildente“, führt sein kümmerliches Dasein allein aus den Worten der Reicherer, die ihm nahekommen: er nimmt das fremde Gut von den großen Bürgern wie von dem Idealisten Gregers, und baut aus beidem seine kleine groteske Schwindelwelt vor Frau und Kind auf. Die ungeheure Macht, die die Worte über Leben und Schicksal des Einzelnen haben, wird hier im Bilde aufgezeigt von einem, der, ein heimlicher Romantiker, an sich selber ihre unheimliche Dämonie nur zu sehr erfahren hatte, der sein Lebenlang immer wieder auf das grundlegende Mißverhältnis zwischen sich selber und dem geheimnisvoll sich ihm zugleich öffnenden und verschließenden Reich der Sprache gestoßen war. Wenn jemand im letzten seiner Dramen sein Spiegelbild mit soviel Haß und Verachtung von einer Frau immer wieder „Dichter“ nennen läßt, muß er schon allerlei Momente des Grauens vor dem eigenen Wortschicksal verspürt haben. Hofmannsthal vermochte dies Grauen im reichen Barock seiner Wortmusik zu lösen: der Nietzsche des Zarathustra steigerte sich in den Klauisch wagnerischer Klänge aus der Wortwelt, um so die Erkenntnis dieses vielleicht entscheidendsten Katastrophenmoments des Lebens, an den er erkennend oft herangekommen war, ebenfalls von der Romantik her mit dem musikalischen Wortgut seiner Dichtung noch einmal zu überdecken und unsichtbar zu machen.

Über den Weg, auf dem die Sprache entstand, ihren Ursprung und ihre Entwicklung in der früheren Zeit sind wir auf Hypothesen und Theorien, auf die Versuche von Menschen angewiesen, die in sich selber noch Zugang zu den „Müttern“ haben und aus deren dunklem Reich ferne Ahnungen verschollener Welten in ihren Visionen heraufzubeschwören vermögen. Vor uns steht, für uns selber erheblich wichtiger die Frage nicht nach der Genesis, sondern nach der Übertrag-

barkeit der Sprache, nach den Erscheinungen und Wirkungen, die aus dem ständigen Weitergeben des Sprachguts von einer Generation zur anderen, von einem Menschen zum andern erwachsen. Die Sprache, nach deren Ursprung man sucht, ist im Lauf der Jahrtausende ein Phänomen geworden, das für den Menschen unendlich viel mehr bedeutet als ein Mittel zur Bezeichnung, zur Umschreibung, zur Verständigung und Deutung: sie ist, beladen mit dem Erbe jener Jahrtausende, eine ungeheure Macht, Schicksal und Dämon für unzählige geworden, deren Leben sie Gesicht und Ablauf, Glanz und Elend, Wahrheit und Lüge gab. Die Sterne des Schicksals, die Schiller in der Brust des Menschen sah, sind zum nicht geringen Teil beschattet von den Wolken dieses Dämons der Worte, der selber immer mehr zu einem der seltsamsten geheimen Herrscher des Lebens geworden ist.

Die Sprache, deren Entstehung man nachgeht, ist ein Unfertiges, werdendes, ein Etwas am Beginn seiner Bahn, Produkt früher Seelen, noch ungeformt und unbeladen, Träger nur des Unmittelbaren, jeweils Neuen, der Gefühle aus der Tiefe jenseits allen Wissens und Denkens. Die Sprache von heute ist ein fertiges, in Jahrtausenden geformtes Gebilde von komplizierter Gefeglichkeit, ein System verschlungener Beziehungen zwischen Lauten, Worten, Begriffen, das jedes neue Geschlecht, jeder neue Mensch von den vorangehenden empfängt und in einem seltsam geheimnisvollen Prozeß erwirbt, um es zu besitzen — oder um von ihm besessen zu werden. Alle Kinder lernen von Eltern und Lehrern und anderen Kindern die Sprache, lernen an der fremden Sprache der Erwachsenen die eigene entwickeln — oder empfangen abseits dieser natürlichen Entwicklung Fertiges, das nun seinerseits sie zu entwickeln beginnt.

Alles Lernen ist zunächst Nachahmen, Nachmachen — auch das Sprechen. Es wird bei den Urmenschen lange gedauert haben, bis sie sich getrauten, die ersten primitiven Worte zu gebrauchen, die die geistig Fortgeschrittensten der Horde sich geschaffen hatten: es dauert auch bei den Kindern eine ganze Weile, ehe sie nachzusprechen wagen. Es ist, als ob sie etwas von den Gefahren ahnen, in die sie sich begeben — und es ist, als ob auch die Erwachsenen etwas von den Mächten ahnen, die sie mit den ersten Worten auf die Kinder loslassen. Der Babyslang ist wohl aus diesem Instinkt entstanden: indem man die Worte entformt, von sich und ihrem Sinn entfernt, nimmt man ihnen etwas von ihrer Macht, stumpft man die Haken und Spizen ab, mit denen sie sich in die noch wortlos unzerredet lebende Seele bohren. Diese wohlmeinenden Annäherungen an die unartikulierte Zeit der Menschheitsentwicklung aber verwehen nur zu rasch: das Wort sie müssen lassen stan, die Eltern und Erzieher — und nun beginnt der Kampf um das Wort oder der Kampf des Wortes um die Seelen, beginnt die große Scheidung der Menschen in die Sieger und die Opfer, die Starken und die Schwachen, die Führer und die Geführten.

An der Aufnahme der Sprache, bei der Aufnahme der Sprache scheiden sich zuerst und endgültig die Geister. Auf der einen Seite stehen die jungen Menschen, die so viel Seele und Wesen mitbekommen haben, daß sich bei ihnen die Rezeption der Worte aktiv schöpferisch und damit naturgemäß vollzieht. Sie

hören von den Erwachsenen die seltsamen Klänge, die Tisch und Blume, Haus und Hund benennen, und nehmen sie in sich auf, erfüllen sie, lassen sie aus ihrem Innern erstehen, wie sie einst aus dem Innern der Urahnen entstanden. Die Großen gebrauchen auch andere Worte, lieben und hassen, sterben und verehren, Welt und Leben. Kinder von dieser Art hören diese Worte — und schweigen von ihnen. Sie können sie nicht erfüllen, nicht aus sich lebendig wachsen lassen: sie bleiben ihnen Klang, den sie nicht verstehen und der ihnen darum fremd, leer und stumm ist. Sie lassen ihn vorübergleiten, begnügen sich mit dem Wort- und Sprachgut, das ihnen gehört — und bauen diese kleine Welt erst ganz langsam aus, mit natürlichem Gut, das wirklich im Entstehen ihr eigen ist, etwas darstellt, das sie sind, das ihnen gehört. Das Dämonische der Sprache bleibt machtlos vor ihnen.

Auf der anderen Seite aber stehen die jungen Menschen, deren Seelen nicht diese dichte Erfüllung besitzen, in denen ein leerer Raum ist, in dem ein Echo, ein Widerhall schwingen und seine Reize entfalten kann. Bei ihnen vollzieht sich die Rezeption der Sprache passiv, unschöpferisch und somit wider die Natur. Sie hören von den Erwachsenen die seltsamen Klänge, die Tisch und Blume, Haus und Hund benennen, und nehmen sie in sich auf, weil in diesen Lauten etwas klingt, das sie jenseits aller nur brauchbaren, aller praktischen Benutzungs-möglichkeiten rein vom Klang aus reizt. Sie hören in ihren Seelen den klingenden Widerhall der Worte, Haus und Blume und Tisch und Hund: es bereitet ihnen ein unklares Lustgefühl, wie die Großen die Worte zu gebrauchen, in sich und durch sich zum Klingen zu bringen. Sie hören die andern Worte der Erwachsenen, Lieben und Hassen und Sterben und Verehren, Welt und Leben und wie sie sonst noch heißen — und sie schweigen nicht vor ihnen. Sie können sie auch nicht erfüllen, auch nicht aus sich lebendig machen: sie bleiben ihnen ebenfalls Klang, den sie nicht verstehen, dem sie aber trotzdem oder gerade darum verfallen. Sie lassen die Worte nicht vorübergleiten, sondern nehmen sie gierig auf: sie genießen in dem Echo der fremden Laute in ihnen und um sie eine seltsam rauschhafte Lust. Sie nehmen die Worte von außen und eignen sie sich nur von außen an, als Klang, als Laut — und als Dekoration. Sie benutzen die fremden Worte, ohne um ihren Sinn zu wissen, sich an ihrem Klang, ihrem Laut erfreuend — und an der Tatsache, daß sie sie benutzen. Sie sind stolz darauf, wie die Großen schon solche Worte zu gebrauchen: sie sprechen sie aus, um sich mit ihrer Hilfe in die Welt der Großen einzuschleichen — und um sich selber groß, erwachsen, reicher vorzukommen, als sie sich instinktiv doch empfinden.

Dieser Prozeß, der sehr früh schon einsetzt, sehr früh sichtbar wird, ist einer der unheimlichsten und entscheidendsten seelischen Vorgänge im Entwicklungsablauf der Menschen. Er scheidet die Welt in die beiden zuletzt entscheidenden Hälften: er schafft die Grundlagen für die entscheidenden Schwierigkeiten des Lebens — aus ihm entwickeln sich Aufgaben, die zu bewältigen ein Leben kaum ausreicht. Die ungeheuren Gefahren, die das Lernen durch Nachahmung mit sich bringt, sobald es die geistigen Gebiete berührt, werden bereits hier am Beginn des Weges mit aller Deutlichkeit sichtbar — und mit ihnen die Dämonie der

Sprache, die längst aus einem Hilfsmittel des Lebens ein gnadenloser Herrscher, ein Verführer und Vergewaltiger der Seele, ein Reich für sich geworden ist, mit dem zusammenzustößen nur die ganz starken, erfüllten oder die ganz einfachen Seelen sich erlauben dürfen. In den Worten lebt nicht nur aus grauen Vorzeiten etwas von der Situation, in der sie zuerst entstanden: in ihnen steckt nicht nur verborgen das Bild, der Klang, das Gefühl, die Erkenntnis des ersten Werdemoments. In ihnen lebt darüber hinaus eine ungeheure Geschichte: sie nehmen unvermerkt immer wieder Wesentliches von dem immer neuen Leben mit, das sich ihrer schon bediente. Aus jeder Seele, die sie einmal aus sich heraus erklingen ließ, ging etwas in sie ein: das Leben, das mit ihnen schlug und liebte, lockte und abwehrte, mordete oder lebendig machte, ließ in ihnen seine Spuren, gab ihnen eine von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsende Macht, die in ihnen schlummert, mit ihnen wandert und plötzlich ausbricht, wenn ein Ahnungsloser sich ihnen naht und sie benutzend weckt. Diese Macht wacht auf, sobald sie auf den geeigneten Boden trifft, und dann ist sie stärker als der, der die Worte gebraucht: sie reißt ihn weiter, als er selber wollte, gibt ihm Wirkungen, die er selbst nicht wollte, stellt ihn aus seinem Leben heraus unter die Gesetze fremder Welten. Wer die Worte etwa des Gefühls nicht aus seiner inneren Wirklichkeit wachsen läßt, greift in Gefühle, von denen er keine Vorstellung besitzt: er wird aus seiner Welt hinausgetragen in Bereiche, in denen ihn zuletzt keine Wirklichkeit mehr trägt, sondern nur noch der leere Klang einer fahlen Welt, aus der ein Dämon das Leben vertrieben hat. Die Sprache ist im Lauf der Jahrtausende selbständig geworden, aber nicht als geistiges Gebilde, als Objekt der Grammatik und der Geschichte, sondern als ein unheimliches Klang- und Bild- und Lebensreservoir, dessen geheimnisvolle innere Macht sich der Einzelnen bemächtigt, um von ihnen wieder zu neuem Leben verwirklicht zu werden. Das Opfer ist nicht nur der Einzelne, sondern seine gesamte Umwelt: in das unmittelbare, natürliche Leben mit seinen unmittelbaren natürlichen Verwirklichungen im Wort stellt sich ein anderes Leben aus dem Wort und seinen von weit her ererbten Inhalten: um die Wirklichkeit der Seele baut sich ein Schattenreich der Toten, die durch den Mund eines scheinbar auch Lebenden ein neues gespenstisches Dasein bekommen, das das wirklich Lebendige feindlich zu ersticken sucht.

★

Auf einem Gebiet hat man dieses seltsame Mißverhältnis zur Sprache, dieses Übergreifen der Sprache in die Lebensabläufe vor allem im 19. als im Jahrhundert der Sprache des öfteren festgestellt: auf dem Gebiet der Dichtung und der Literatur. Von Ibsens Hjalmar Ekdal bis zu Hofmannsthals lyrischem Toren geht die Reihe der Gestalten, deren Leben an den Worten, die ihnen nicht gehören, gestorben ist. Wie weit dieses Phänomen aber über die Gebiete der Sprachberufe und Sprachtätigkeiten ins allgemeine Leben hinübergreift: die Tatsache, daß die Sprache je länger desto mehr ein Menschen und Schicksale bestimmender Faktor des Lebens geworden ist, für alle und nicht nur für die,

die beruflich im Umgang mit Worten stehen, ist noch kaum näher untersucht worden — ebenso wenig wie der wunderliche Ausgleich, der sich wiederum von der Sprache her für diese dem Dämon der Worte von früh an Erlegenen ergibt. Die halben, halb erfüllten Seelen, die, berauscht vom Klang und der Wirkung der ihnen gemäßen Worte sich von ihnen unterjochen lassen, wie etwa Theodor Fontanes wunderbar gasognischer Vater, dem der Name des Lords Londonderry richtig ausgesprochen so wenig genügte, daß er einen donnernden Hauptakzent auf die zweite Silbe legte — diese Menschen empfangen auf der andern Seite im Lauf des Lebens langsam von der Sprache mehr, als sie zunächst durch ihren Mißbrauch verlieren. Der Lebensgehalt, der sich unvermerkt im Lauf der Jahrhunderte in den Worten angesammelt hat und heimlich in ihnen weiterschwingt, verführt diese Opfer der Sprachmusik und des Sprachschauspiels nicht nur zu Ausgaben, denen sie nicht gewachsen sind: er gibt ihnen, wofern sie als redliche Knechte mit dem aus der Welt der Worte im tiefsten unrechtmäßig genommenen Pfunde weiterwuchern, d. h. sich im Lauf der Jahre das vorweggenommene Gut erkennend zu einem ihnen zukommenden erheben und es sich so legitim aneignen, am Ende alles und mehr wieder, als er zuerst nahm. Die Worte sind nicht nur, wie bei den natürlichen und wesenrechten Menschen, Verwirklichung und eine Erscheinungsform des seelischen Daseins: sie sind, eben weil sie dies sind und weil sie im Lauf der Jahrhunderte durch Tausende von Schicksalen geglitten sind, Tausende von Schicksalen geschaffen haben, auch Lebensspender, Seelenschöpfer geworden. Von den Worten aus, wofern sie von dem ursprünglich Unberechtigten nachher mit rechter Erkenntnis gebraucht werden, sinkt etwas von dem seelischen Gut, das sie enthalten, in die unerfüllte Seele des Sprechers — und sammelt dort langsam, geduldig einen wachsenden Schatz von erworbener Seele an. Das Negative des Vorgangs wird am Ende ins Positive ergänzt von eben dem Dämon Sprache, der so das Leben bestimmte: die Prädestination der Anlage wird von der ewigen Gerechtigkeit der Entwicklung am Ende milde und voll Gnade ausgeglichen. Wenigstens für die, denen das Unheimliche dieses geistigen Prozesses und die weitreichenden Maße dieser dämonischen Unterjochung mindestens des halben Lebens einmal zum Bewußtsein gekommen ist.

Rund um Rhodos

So vertraut Italien selbst, seine Geschichte und Landschaft den Deutschen ist, so wenig bekannt als Reiseland ist Rhodos, die Hauptinsel des italienischen Dodekanes. Und doch trennen sie nur 600 Sm. (2 – 3 Dampfertage) von Brindisi, und des Schönen und Interessanten birgt sie die Fülle. Schon der erste Anblick der Insel ist eine Überraschung. Nach der felsnackten Kahlheit anderer griechischer Inseln steigt da Land aus dem Dunst des morgenfrischen Meeres in weich anschwellenden Konturen. Seine Berge und Bergflanken aber umfängt warm und mütterlich, so weit das Auge reicht, grüner lebendiger Wald. Das Schiff umsteuert die Nordspitze der Insel. Vom Sandstrand, der diese umgürtet, baut sich die „Neustadt“ – Neocori – malerisch hinauf an den Hängen des Monte S. Stefano, reizende Villen ganz in Gartengrün gebettet. Zur Linken aber und gerade voraus, auf wenige Kilometer genähert, ruhen, wie schwebend über dem blauen Meere, Anatoliens Hochketten und Gipfel, noch überflossen vom schneeigen Weiß des scheidenden Winters.

Vorbei an der von Hirsch und Wölfen flankierten Einfahrt des farbenfrohen Galeerenhafens Mandracchio um das mächtige Rundkastell San Niccola gleitet das Schiff hinüber in den Porto del Comercio, dessen Zufahrt von alters her der wuchtige Torre Sant' Angelo hütet. Groß und gewaltig türmen sich im Hintergrunde die Mauern und Bastionen der alten Ritterfeste, überglänzt von den Dächern, Kuppeln und Minaretts der Stadt Rodi.

Still blickt die ruhige Fassade von S. Giovanni herüber und sein Glockenturm. Im Bootshafen schaukeln, sich spiegelnd, hundert bunte Segel und Barken. Ein Taubenschwarm umkreist die Platane und den zierlichen Brunnen vor der Kirche und schwebt flirrend hin über die das Ufer säumenden Anlagen. Dort, zwischen blutroten mannshohen Hibiskushecken, zwischen Rosen, Geranien und veilchenfarbener Pracht fernsüdlicher Bougainvillen spielt, wenn der Abend sich senkt, fröhliche Militärmusik. Festlich entflammen alle Lichter und Kandelaber längs der breiten Prunkstraße, die hinschwingt zwischen Mercato und Anlagen, entlang den Regierungspalästen, Bauten, in Form und Farben, reich und schwer von Erinnerungen an Italien, Levante und Orient. Es ist die Stunde des rodischen Korfos. Schwachend, heiter promeniert die Menge. Die Tische der Laubencafés vor dem Mercato füllen sich. Italienische, türkische Laute, das „Mikastilianische“ der Spaniolen vernimmt man hier, zumeist aber griechisch.

So eines der vielen Gesichter von Rodi. Ein anderes zeigt sich, sobald man, durch welches der gewaltigen Torwerke immer, die Città murata betritt. Hier umfängt uns nach wenigen Schritten schon der Reiz des Geheimnisses, das um Ecken lockt und ins Dämmer. Überall tun sich Gassen und Gäßchen auf, oft bogenüberwölbt, mit reizvollem Spiel von Lichtern und Schatten. Sie führen bergauf – bergab: zu malerischen Winkeln, an blütenumspunnenen Mauern vorbei, hinter denen der schwere süße Duft von Orangen und Glyzinen oder das leise Sächeln



Einfahrt von Mandracchio mit Castel S. Nicola

einer die Mauer schlank überragenden Palme verschwiegene Gärten ahnen lassen. Zeitlos schlendert man hier dahin, neben wappengeschmückten alten Portalen, kunstvoll vergitterten Fenstern, unter orientalischen Erkern und Balkonen durch, mit ihrem reichen Maß- und Schnitzwerk. Blütenflammende stille Patios öffnen sich und entzückende Durchblicke. Hier spinnt noch aller Märchenzauber aus Tausendundeiner Nacht.

Und wieder ein anderes Bild, wenn man plötzlich hinaustritt auf einen der vielen kleinen Plätze: meist überschattet ihn eine einzige ungeheure Platane mit breit ausladendem Laubwerk. Hier ragen die Moscheen mit ihren vielfach von lichten Säulen getragenen, bogenumspannten Vorhallen und ihrem einem Rundtempelchen oft nicht unähnlichen Brunnenhaus, das sich neben dem Stamm der Platane in der Mitte des Platzes erhebt. Schwarz verschleierte Frauen



Torre S. Angelo am Porto del Commercio (Über dem Dampfer die Bergkette Anatoliens)

und Mädchen füllen ihre Wasserkrüge, den ganzen Platz überklingt frohes Leben spielender Kinder. Ruft vom ragenden Minarett, wie aus dem Unendlichen herab, der Muezzin die Gläubigen zum Gebet, dann nahen diese, gemessenen Schrittes, das Haupt vom bunten Turban unwunden oder mit dem rotleuchtenden Fes bedeckt. Über allem baut still und groß die Moschee ihre Kuppeln und reckt ihr Minarett hoch ins Himmelsblau. Mehr als zwanzig solcher Plätze und Moscheen zählt die ummauerte Stadt. Der lichteste dieser Tempel jedoch, in seiner heiteren Grazie einem Kleinod der Goldschmiedekunst vergleichbar, glänzt draussen in der Neustadt. Nach Murad Reis heißt er, nach Solimans Admiral. Murad Reis' Grabkapelle schmückt mit solchen vieler anderer in dieser Welt Großer, den stillen Friedhof um seine Moschee. Friedhöfe, Moscheen und Bäder sind letzte Zeugen der türkischen Herrschaft. Ob aber gleich die „Herrschaft“ schwand, im Gewimmel der Basargassen — den Suks — lebt auch heute noch unverfälschter „Orient“. Eng reihen sich, rechts und links, in diesen Suks Läden und Werkstätten. Oft sind es nur winzige Räume, und doch stapelt in ihnen, bis an die Decke, hundertfältige Ware. Hier übt ein Garfodh seine Kunst und weist die Produkte, dort werkelt ein Sattler, prächtiges Zaumzeug zur Schau stellend, oder ein Schuster, der gleich bündelweise bunte Pantoffel und die kniehohen weichledernen Schafstiefel für die Bauern und Bäuerinnen vor die — natürlich offene — Werkstätte hängt. In einem dunklen „Loch“ am glutrot leuchtenden Feuer hämmert geschäftig ein Schmied. Allen Gewerben sieht man bei ihrer Arbeit zu. Dazwischen überall kleine Schenken und Cafés, in denen bei Trick-Trick und Wasserpfeife allerlei Gäste hocken. Mitten durch solche Straße flutet das Volk: Landleute in malerischen Trachten, in bizarren Pluderhosen Türken und Griechen, bald zu Fuß, bald auf lustig bemalten zweirädrigen Karren oder auf flinken kleinen Eseln und Mulis, übergroße Körbe rechts und links am Sattel, voll leuchtender Früchte. Alles ein lockendes Bild bunt-orientalischen Lebens, dem man gern zuschaute stundenlang, lockte nicht neben dem lebendigen Kadi das andere — der Ritter.



Murad-Reis-Moschee

Urgewaltig und nahezu vollständig erhalten ragt es und fesselt immer wieder den Blick. Alle gewohnten Maßstäbe und Vorstellungen versagen hier schlechterdings. Daß ein Rundgang um die Mauern der Stadt etwa 3 Stunden in Anspruch nimmt, daß die Bastionen bis über 50 Meter spannen, mag wenigstens die räumliche Ausdehnung dieses besterhaltenen mittelalterlichen Befesti-

gungsringes der Welt ahnen lassen. Wenn sonstwo die Entwicklung der Städte alte Mauergürtel sprengte, hier schützten Mohammed II. und Soliman der Prächtige selbst diese Werke vor Zerstörung, indem sie einen breiten Streifen un-



Mauern und Gräben des ritterlichen Rhodos

verleichtlich heiliger Erde jenseits des äußersten Festungsgrabens um die Stadt zogen: die Friedhöfe, in denen sie ihre Gefallenen betteten. Rund 100 000 Streiter begrub Soliman rings um die Stadt Rhodos vor diesen Mauern.

Die Neustadt erstand draußen, jenseits der Gräben und Friedhöfe als ein durchaus Eigenes und Eigenwilliges neben der alten Stadt. Man hat die Natur selbst zu Hilfe gerufen. Diese ist es, die heute, wie selbstverständlich, beide Sphären trennt und bindet in köstlichen Park- und Gartenanlagen, in die die Italiener eben jenen Friedhofsgürtel umschufen; was irgendwo rund ums Mittelmeer grünt und blüht: in diesen Anlagen fand es seine Stätte, leuchtend und duftend in üppigster Pracht. Rosen, Rosen vor allem, galt doch von alters her Rhodos als die Roseninsel. Weite ausgezeichnete Straßen, neben gepflegten Fußwegen, leiten heute durch das stille Reich der Schläfer Solimans. Reizende Sitzplätze locken überall mit traumschönen Blicken auf die ummauerte Stadt, ihre Trutzburgen und Gräben, Dächer und Türme. Wenn das Glück wird, in milder Vollmondnacht durch diese Anlagen und Gräberstätten rund um die Stadt zu wandern, dem wird ein Erleben erdentrückter Verzauberung ohnegleichen.

Ritterstraße und Ritterpaläste — nur der gemächliche Gast wird ahnend erfassen, was ihm hier begegnet. Wie der Orden selbst aus allen Nationen des Abendlandes keineswegs sich etwa nur „summierte“, sondern zu einem eigengesellschaftlichen Neuen zusammenwuchs, so bezog die Ritterarchitektur wohl Anregungen aus allen Gegenden des Abendlandes und des nahen Orients, schuf aber doch aus diesen ein lebensvoll Eigenes und Ganzes, von mächtiger Ausdrucksgewalt. Alles spielerisch nur Dekorative findet keine Stätte an dieser Kampffront von Orient und Okzident. Hier regiert ernst in sich ruhende wehrende und schirmende Kraft. Lapidar schmücken Inschriften und Wappen edelster Geschlechter in kunstvoller Steinmetzarbeit Paläste und Werke. Gotische Heiligenreliefs schirmen die Tore. Da und dort spielt um Gesims und Fenster, Portal und Kreuzgang ganze gotische Schönheit, wie fernes Erinnern an heimatliche Höfe, Klöster und Schlösser. Ihre Blüte vollendete diese Baukunst unter dem hoch-

bedeutenden Großmeister d'Aubusson (1476 – 1503), dessen Wappen man überall begegnet, als Zeichen seiner großartigen Bautätigkeit.

D'Aubusson, Großmeister und Kardinal, gebürtig aus der Auvergne, verscrieb sich ohne Zweifel aus Italien und Südfrankreich kunstfertige Handwerker, nicht anders als auch nach dem abgeschlagenen Sturm Mohammeds II. die Großmeister, besonders Del Caretto, italienische Ingenieure herbeiriefen zur Erneuerung der Festungswerke. D'Aubusson war es auch, der auf eigene Kosten 1481 bis 1489 den eindrucksvollsten der Ritterpaläste vollendete, in dessen Formen und Bestimmung, wie in keinem anderen, der Geist des Ordens Gestalt ward: das große Ritterhospital. Über gotisch-klosterlichem Grundriß, mit Kreuzgang, Galerien, Höfen und Treppen erhebt sich im weiten Biereck der strenge Bau. Seine wuchtig gedrungene Hauptfront ist von edelster Einfachheit und Klarheit. Es birgt heute das Museum. Ganz erstaunlich ist — neben den vielen Stücken aus Ritter- und Türkenzeit — der Reichtum und die Schönheit der in diesen Räumen zur Schau gestellten Funde von Antiken und besonders die Sammlung aus den Nekropolen der drei „Urstädte“ — Lindo, Kamiro und Jalißo. Phönizien, Asien,



Rodino. Im Hintergrund die Bogen einer römischen Wasserleitung, vorne eine der tausendjährigen berühmten Platanen

Ägypten, Knossos und Mykene, griechische wie römische Meisterschaft, beteteten in Rhodos' Erde ihr Vermächtnis, und jeder Tag hebt neue Wunder ans Licht. Noch ein Kleinod birgt dieses „Museum“: durch einen der Gartenhöfe steigt man über eine Treppe hinauf zu der mit „Veranda“, mit

Frauengemach, Bad und mit allen Nebenräumen vollkommen erhaltene Wohnung eines reichen türkischen Paschas, der dann nach Anatolien flog.

Durch das gotische Nordportal verläßt man das „Museum“ und tritt hinaus in die Ritterstraße: westwärts steigt sie hinan zur Höhe, die einst den Großmeisterpalast trug und die Kirche von S. Giovanni. In geschlossener Front ragen hier rechts und links die Paläste der einzelnen „Zungen“ oder Nationen, nicht anders als wie einst „Zunge“ neben „Zunge“, Nation neben Nation, die Mauern verteidigte. Der Palast der Italiener ist, auch im Innern, völlig wiederhergestellt. Die mit dem Orden geflüchteten und schließlich in den Museen Italiens geborgenen, ehrwürdigen Gegenstände sind heimgesetzt zu ihrem ursprünglichen Standort.

Über 200 Jahre (1306 – 1522) hatte der Orden der Rodi-Ritter seegewaltig und wehrhaft geherrscht und christlichen Liebesdienst geübt. 1522 erfüllte sich das Schicksal des Ordens und mit diesem das von Stadt und Insel Rhodos. „Europa“ war, allen Hilferufen zum Trost, nicht zu finden gewesen. Es war zu tief verstrickt in dynamische Händel. Es versäumte – nicht zum letzten Male – über Handeln des Tages und des Vordergrundes den verpflichtenden Anruf abendländisch-gemeinsamer Idee. Nur rund 600 Ritter und 5 – 6000 Bürger hatten durch Monate dem Ansturm Solimans Trost geboten. Flotten um Flotten und schließlich 200 000 fanatisierte Glaubensstreiter setzte der eiserne zähe Großherr ein. Mangel aber und Verrat bezwangen die Feste, nicht die 20 Stürme, nicht die 85 000 Kugeln, die der Belagerer verschoss, und nicht die 52 Minen, die er gegen diese Mauern sprengte. Nach ehrenvoller Kapitulation segelte in düsterer Silvesternacht der V'sle-Adam, der letzte Großmeister auf Rhodos, von Rhodos ab mit nur noch 160 Rittern. Ein Heldenkampf ohnegleichen war zu Ende.

Es mag auffallen, daß in der Stadt Rodi selbst die Zahl antiker Ruinen gering ist. Wie so häufig dienten sie späteren Geschlechtern als Steinbrüche. Um so überraschender sind solche Reste draußen im Bereich der Insel und der drei Urstädte. Wohl haben früher schon gelegentlich „wilde“, oft recht unerfreuliche, Grabungen stattgefunden. Aber erst die planmäßige Tätigkeit des rodischen italienischen archäologischen Institutes zeitigtemeisterhafte Arbeit. Noch ist die Freilegung von Kamiros nicht vollendet, und doch gibt es



Arcangelo, griechische Kirche

heute schon kaum ein ergreifenderes Bild als das vom Burgberg jener Stadt, von der Stätte ihres alten Tempels der Athene Polias. Zweieinhalb Jahrtausende alte Tempelbezirke, die Agorá, Fundamente aller Art, Mauerreste und Säulentrümmern. Und doch: die interessantesten Funde schenkten uns Kamiros' Gräberfelder. Im rodischen Museum sind sie gesammelt. Von Jalyssos, der anderen Urstadt, blieb nichts von der „Stadt“ selbst, wohl aber in den Gräbern ihrer Nekropole Seltenstes an Kostbarkeiten. Noch blieb von Jalyssos ein anderes, sein Burgberg. Der Filéremo heißt er heute, ein einzelner Bergblock, 2000 m vom Meerstrand 270 m hoch getürmt, über der weiten, von Gärten und Olivenhainen bedeckten Ebene von Trianda. Wie eine natürliche Zwingburg ragt er und

lockte durch alle Zeiten Eroberer. Auch Soliman des Prächtigen Hauptquartier prunkte 1522 auf seiner Hochfläche.

Mannigfaltig sind die Namen und die Formen frommer Verehrung: dem asiatischen Helios, griechischen Göttern und christlichem Kult baute sie hier oben durch die Jahrtausende Tempel. Mühsame Grabung fördert spärliche Reste. Heute krönt ein Riesenkreuz die Höhe, ein Bruder führt durch eine Klosterkirche und zeigt das alte Gnadenbild der Madonna delle tutte grazie.

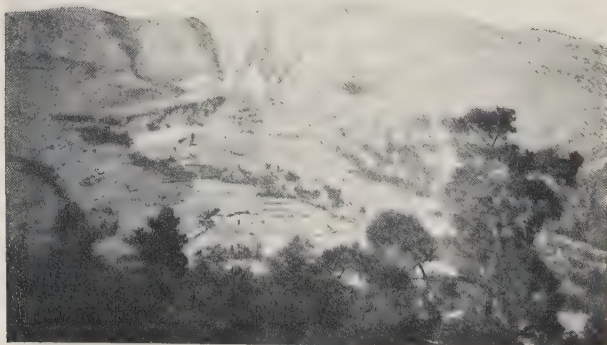
Über Wiesen, bedeckt von großen, leuchtend gelben und weißen Margueriten, leiten Wege zum steilen Rande der Höhe und zu einer altertümlichen Steintreppe. Wasserkrüge auf den Häuptern stiegen auf ihr schon die Mädchen und Frauen des alten Jalyfos ab und auf, zum Brunnenhaus der Burg. Einst von einem Erdrutsch verschüttet, ist es heute aus sorgsam gesammelten Trümmern neu entstanden. Aus den alten Löwenmasken rieseln wieder plätschernde Wasser in Brunnenbecken. Wie von Gottes eigener Loge aus schweift hier, im Schatten der das Brunnenhaus überwölbenden Platane, trunkener Blick ins weite Land: jäh in der Tiefe wasserzerrissene Täler, drüben Kette hinter Kette die Waldgebirge der Insel. Durchstreift man die einsamen Pfade rund um den Berg, glänzen Steilhänge auf, leuchtend im Violett der Bergpflamen oder im strahlenden Weiß großer Narzissensterne. Blaue Lilien säumen die Wege und große Anemonen in allen Farben des Regenbogens. Kühl schattet echter rechter Wald, alte Eiche, schlanke Zypressen und breite dunkle Pinien. Tiefer hinab betritt man das weite Reich der blühenden Machia: Lorbeer, Myrten, Oleander und Rhododendren, dazwischen fernste Durchblicke hinaus über das Gartenland der Ebene, begrenzt von ginstergelben flammenden Bergflanken vor saphirener Meeresweite.

Liegt Kamiros einsam und verlassen in homerischer Landschaft, leben auf Jalyfos' Burgberg nur wenige griechische Mönche, so hat die Lage des Hafens von Lindos, als einzigem der Ostküste, diese dritte Urstadt durch die Jahrtausende nie veröden lassen. Wenn tief unter dem hohen Bergpaß, über den die Straße von

Rodi klettert, die kleine Stadt mit ihrem teils weißen, teils bunten flachdachigen Häusern ausleuchtet, zu Füßen des scheinbar senkrechten

Burgberges, wähnt man wohl wie durch Zauberhand den Block der Athener Akropolis hierher versetzt.

Freilich keine grüne, fruchtbare



Der Attairo. Auf ihm stand eines der ältesten Heiligtümer: der Tempel des „Zeus Atabirio“

attische Landschaft umgibt Lindos.

Steil, steinig und ausgedörrt ist hier alles. Der immer wehende kühlende Nordost des rodisschen Sommers trifft diese Bucht nicht. Heute ist Lindos, obwohl die zweitgrößte Stadt der Insel, doch ein armes und verschlafenes Nest.

Unbarmherzig brennt hier während zwei Dritteln des Jahres die Sonne. Jäh und steil steht der Burgberg über Lindos, senkrecht fällt er auf der anderen Seite 116 m tief ins Meer. Ihn krönen wieder freigelegte alte Tempelreste, über denen Byzantiner und Ritter trutzige Burgen bauten, die auch heute noch in ihren Ruinen mächtig genug wirken. Merkwürdigstes aber findet man in der Stadt selbst. Nicht nur, daß die Ritterkirche zum reizvollsten ihres Stiles in der Aegaeis gehört, Lindos Ruhm machen der ganz eigene Baustil seiner Privathäuser aus dem 17. Jahrhundert aus und außerdem eine Keramik, die, persischen Ursprungs wohl, in diesen Häusern in alten kostbaren Originalen sich erhalten hat. Nachahmend werden solche Fayencen sehr hübsch heute in Rodi gemacht und angeboten.

Nicht der geringste Reiz der Insel ist ihr liebenswürdiges Volk, dessen Ehrlichkeit, Unverdorbenheit und Gastlichkeit. Die Sitten im Lande sind noch durchaus patriarchalisch, die väterliche Autorität gilt unbeschränkt. Auf dem Lande leistet die Frau die Feldarbeit. Andererseits arbeiten Väter und Söhne zunächst und zu-

erst für die Ausstattung der Tochter. Brüder heiraten regelmäßig des halb nach ihren Schwestern. So zurückgezogen das Leben der Frauen gewöhnlich verläuft, bei Hochzeiten und Festen, bei den berühmten Panighiri zumal, erscheinen sie immer,



Autostraße nach Arcángelo



Monólito mit mittelalterlicher Burg Bilder: E. Georgii

oft in den alten malerischen Trachten. Hier ertönen dann auch zu den alten Tänzen die alten Weisen, oft nur begleitet von einem einzigen monotonen Saiteninstrument.

Über Zahl (etwa 50000) und Zusammensetzung des Inselvolkes sichere neue Angaben zu gewinnen, gelingt nicht. Weit überwiegen die orthodoxen Griechen. Sie sind intelligent, meist zierlicher Figur und in ihrer Kopfform häufig an unseren „alpinen“ Typ erinnernd. Handel, Fischerei — besonders Schwammfischerei üben sie, aber auch gärtnerische und bäuerliche Tätigkeit. Nächstdem kommen an Zahl die Türken. Als Bauern trifft man sie, und besonders im feinen Handwerk. Noch folgen Spaniolen — sie pflegen Handel und Geldgeschäft — und einige Tausend „Europäer“, vor allem Italiener. Bei dieser gemischten konfessionellen Zusammensetzung des Volkes ist Rodi die Insel der Feste und Feiertage, denn viele Rodier feiern recht gerne auch solche der anderen Bekenntnisse. Was Wunder, daß hier das Leben freundlich-gemächlich dahinrinnt, mit viel Flanieren und Schwätzen, in den Lauben des Mercato, am bunten Hafen, in kleinen Kneipen und Cafés — alles ohne Hast und ohne jene Eile, die vom Teufel ist.

Wenn heute Hunderte von Kilometern prächtiger fester Autostraßen die Insel kreuz und quer durchziehen, hohe Gebirgspässe überwinden, Torrenten auf Brücken überschreiten, so muß man sich erinnern, daß 1912 auf der ganzen 1400 qkm großen Insel es nur 20 km Fahrwege gab, daß also vor knapp 25 Jahren noch alle Voraussetzungen gedeihlichen Handels und Wandels völlig fehlten. Heute ist nicht nur die Stadt Rodi mit bestem Trinkwasser versorgt und mit elektrischem Strom, heute überspannen Telephon und Telegraph Stadt und Land, die Stadt Rodi ist kanalisiert, sauber und tadellos hygienisch.

Auch das schwierige und doch für alles Gedeihen entscheidend wichtige Werk der Bewässerung und der Aufforstung ward energisch gefördert. Denn was kann diese, meist so fruchtbare Erde nicht überreich schenken, wo nur Wasser genug vorhanden ist? Die feinsten Obst- und Gemüsesorten, Mandeln, Feigen, Datteln, Orangen und Trauben und wer weiß was nicht alles. Tabak wächst ausgezeichnet, und rodischer Honig ist ob seiner Güte berühmt. Muster-Gärtnereien, Muster-Zuchtfarmen, billige Kredithilfen und Beratungsstellen, alle wollen helfen zur Entwicklung der Insel. Nicht zuletzt winkt, trügen nicht alle Zeichen, Rodi eine große Zukunft als Fremdenplatz: während des Winters ein „Madeira des Mittelmeers“, während des Sommers — heute schon — das windkühle schönste Seebad der Levante, mit einem meilenweiten herrlichen Sandstrand und daneben noch ein neues „Karlsbad“, da wenige Kilometer von Rodi in Calitea in ganz modernen Kuranlagen solche Quellen sprudeln.

Wer aufgeschlossenen Sinnes Rhodos erlebt, wird nimmer ein leises „Heimweh“ nach diesem Eiland loswerden. Seinem Erinnern unverlierbar lebt Rodi die festliche, die ritterliche Stadt mit ihren Gärten, ihrem Zauber des Orients und der großen Geschichte. Wie eine Vision aus deutscher Romantik wird ihm jene mittelalterliche Burgruine, der Monolitho, erscheinen auf steilem, waldumkränzttem Fels am Meer und wie ein Traum zwischen Orangen- und Blütenduft „die Nase“ von Malona oder die große Stille und Einsamkeit um den 1200 m hohen urheiligen, felsnackten Attáiro, über dessen weltferne Weiten Adler ihre Kreise ziehen.

Nationalgefühl und Geistigkeit

1. Adam Müller im Dresdner Kreis

Es ist die alte romantische Begegnungsstätte Dresden gewesen, wo der erste vaterländisch-aktivistische Kreis sich sammelte, wo die ersten Worte gesprochen wurden, die den Geist in klarer Absicht für das politische Schicksal der Zeit beschworen.

Die eigentliche künstlerische Blüte dieser Dresdner Jahre verrät davon wenig oder nichts: die Zeitschrift *Phöbus*, von Kleist und Adam Müller 1808 herausgegeben. Aber zwei Jahre vorher, im Winter 1806, hat sich der Geist, der auch unausgesprochen hinter allem hier stand, schon manifestiert: unmittelbar nach Austerlitz und Jena sind in Dresden die ersten Reden an die deutsche Nation, ein Jahr vor Fichte, gehalten worden — Adam Müllers Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur.

Der lediglich geistig und künstlerisch Zurückschauende wird in Adam Müller allein schon den Mann verehren müssen, der als einziger neben dem alten Wieland die ganze Größe Kleists bei Lebzeiten erkannte; der nicht nur privat, wie Wieland, von ihm hingerissen war, sondern mit Wort und Tat für ihn wirkte, den Einsamen in die ihm mögliche Gemeinschaft zog und eben in den Dresdner Jahren ihm die glücklichsten und ruhevollsten seines gehekten Lebens bereitete. Der Geschichtsbetrachter aber wird in Adam Müller, von dem erst heute wieder Gedanken lebendig wurden, der aber mit eigenem Wort und Werk zu keiner deutschen Bildung und Allgemeinheit selber mehr spricht, einen der wichtigsten Zeitbeweger erkennen müssen, die es damals gab. Dieser merkwürdige Mann ist sehr verschieden beurteilt worden, nicht nur von der Nachwelt abwechselnd als Patriot und katholischer Reaktionär, sondern auch von seinen Zeitgenossen und Freunden wie Arnim und Brentano, die zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden über ihn dachten und sich weder über seinen Charakter noch über seine geistige Stellung immer klar waren. Zuletzt ist sein Bild wie das von manchem andern jener Zeit allzusehr von seiner letzten Phase — seiner theologischen Staatslehre und seinem Dienst an der Restauration aus — gesehen worden, während er doch tatsächlich in seiner wichtigsten Zeit frühromantische Anregungen höchst selbständig weiterspinn und damit wiederum auf die romantische Bewegung ein halbes Jahrzehnt, 1806 bis 1811, entscheidend zurückwirkte.

Adam Müller, dem Jahre 1779 entstammend, ist, wie Wackenroder und Tieck, geborener Berliner, dem letzteren von der Schulzeit her bekannt, aber niemals näher verbunden, wie er denn auch der Literaturrevolution der Brüder Schlegel fernsteht. Dagegen wirkt gewaltig Novalis auf ihn ein: sein Totalitätsbegriff ist es, was er zu verwirklichen unternimmt, wie er auch seine Abneigung gegen Reformation und Revolution praktisch nimmt und persönlich und sachlich die

Konsequenzen zieht. Die Studienzeit im hannoverschen Göttingen (1798 – 1801), allerdings, wo die Verbindung mit England ihm Adam Smith nahebringt, macht ihn zum Vorkämpfer des großen liberalistischen und nationalökonomischen Systems, macht überhaupt aus einem protestantischen Theologiestudenten einen Nationalökonom: aber die Begegnung mit Friedrich v. Genk, der damals noch in preussischen Diensten ist, bringt ihn von allen revolutionären und aufklärerischen Ideen ab; denn Genk ist der Übersetzer Edmund Burkes, des großen Bekämpfers der Revolution. Als Genk aus persönlichen Gründen Berlin verlassen muß, um in österreichische Dienste zu treten, geht Adam Müller nach Südpreußen, aufs Gut eines polnischen Freundes, und schreibt hier sein erstes selbständiges Werk, die Lehre vom Gegensatz, das 1804 herauskommt. Diese seltsame Philosophie, die den formal-konstituierenden Dualismus bei Fichte und Schelling (Ich und Nicht-Ich oder Ideales und Reales) als Prinzip weiterspielt und jedes Ding nur betrachten will als Anti-Ding eines andern (die Zeit etwa ist der Anti-Raum und der Raum die Anti-Zeit), führt sich zwar ad absurdum, indem sie, konsequent durchgedacht, auch dem Gegensatz einen Anti-Gegensatz gegenüberstellen muß; dennoch erweist sie sich fruchtbar als Inbeziehungsetzung der Dinge: der romantische Gedanke der Politarität ist eigentlich das Tragende, und die Kapitelüberschriften des zweiten (nicht erschienenen) Teils zeigen die Anwendung: Mann und Weib, Jugend und Alter, Volk und Souverän, Produktion und Konsumption, Bedürfnis und Arbeit sind Gegensatzpaare, in deren Erörterung schon das ganze gesellschaftliche und staatliche Leben einbezogen werden mußte. — Inzwischen hatten sich für Müller, wohl nicht unbeeinflusst von seiner polnischen Umgebung, die ihm wie E. T. A. Hoffmann und Zacharias Werner die erste Verührung mit dem „Süden“ bedeutete, die praktischen Konsequenzen aus der Geschichtsanschauung des Novalis ergeben: er kehrte zur alten Kirche zurück. Sein Übertritt erfolgte 1805 in Wien, wohin er einer Einladung seines Freundes Genk gefolgt war. Er hat diesen Schritt den „glücklichsten Entschluß seines Lebens“ genannt; und er tat ihn, als Jüngling von 26 Jahren, gewiß nicht aus einer seelischen Ermüdung, aus irgendeiner Verzweiflung und Ausweglosigkeit heraus, auch nicht, wie so viele Maler, von der religiösen Gewalt der alten Kunst entzündet — als Mensch der praktischen Anwendung, der alles Innere auch zu leben begehrte, hat er einfach die Form der Religion, die ihm die echtere, umfassendere, richtigere dünkte, sofort aus reiner Tatgefnung heraus bejaht. Wer um jeden Preis „verwirklichen“ wollte, ohne selbst im höchsten Sinne Schöpfer zu sein, bedurfte der gegebenen gegenständlichen Formen auf allen Gebieten und mußte sich gegen die Verheißung eines erst Kommenden, wie sie doch eigentlich in Novalis lag, gerade zur Wehr setzen.

Das, was da ist an deutscher Substanz, klar herauszustellen, war denn auch die Aufgabe der Dresdner Reden; und dieser kulturpolitische Standpunkt hat allerdings die fruchtbarsten Blicke in die Vergangenheit eröffnet und die überzeugendsten Vorschläge zur Anwendung und Eingestaltung der geistigen Werte ins wirkliche Leben gebracht . . .

2. Der Kreis der Berliner Abendblätter

Daß der Staat Friedrichs des Großen, der bei Jena zusammengebrochen war, einer Erneuerung bedürfe, darüber waren sich damals alle einig. Für die militärische Neuorganisation sorgten Männer wie Scharnhorst und Gneisenau geheim. Aber es galt zugleich ein Volk mit nationalem Bewußtsein und eigener Verantwortung schaffen, wie es in Preußen tatsächlich nicht bestand. Ihm Interesse am Staate zu geben, daß es nicht nur im Notfall als gebrauchte Maschine sich fühle, darauf hatte Steins Reformwerk der Selbstverwaltung gezielt, das Napoleons Haß ihm aus der Hand schlug. Adam Müller wollte auch den Ständestaat; aber er wollte ihn unter strenger Wahrung der vorhandnen gewachsenen konservativen Mächte. „Ich habe für mein Zeitalter geschrieben, und so wird man es billigen, daß ich mich der gerade jetzt unterdrückten geistlichen und feudalistischen Elemente des Staates wärmer annehme, als der in diesem Augenblick triumphierenden“, so hieß es schon in der Einleitung zu den „Elementen der Staatskunst“. Die triumphierenden Mächte der Zeit waren ihm immer noch die Mächte der Französischen Revolution; und die geringste Konzeßion an sie schien ihm das schlimmste der Übel. Als Altenstein durch den Fürsten Hardenberg abgelöst wurde, glaubte er, sich diesem noch durch die Überreichung seines Buchs empfehlen zu können, und hoffte auf Verwendung und entscheidende Mitbestimmung. Hardenberg, der seiner Talente gelegentlich sich zu bedienen gedachte, setzte ihm ein Wartegeld aus, aber hielt sein Programm noch zurück. Müller hatte soeben in Berlin Vorlesungen über Friedrich II. gehalten „mit Beziehung auf Änderungen unserer Verfassung, die jetzt im Werden sind“, wie Arnim berichtete, der sich ganz von ihm eingenommen zeigte. Müller schlug dem Kanzler sogar vor, ein Regierungsblatt und ein Oppositionsblatt zugleich zu führen, wobei die Regierung, scheinbar bekämpft, doch immer widerlegen und siegen könne. Es kam nicht zustande; dagegen wurden die „Berliner Abendblätter“ genehmigt, die zunächst mit der Unterstützung der Regierung und mit ihren Informationen gedacht waren. Kleist übernahm die Redaktion, Müller stand abwartend im Hintergrund. Hardenbergs Finanzedikt vom 27. Oktober 1810, das Gewerbefreiheit, Steuergleichheit, Versprechen einer Repräsentation der Provinzen und des Landes enthielt, erregte die stärkste Opposition des grundbesitzenden Adels, der an die überlieferten Verhältnisse nicht getastet haben wollte, und Adam Müller machte sich zu seinem Wortführer, indem er erst allgemein und theoretisch Adam-Smithsche Ideen, die hier zugrunde lägen, bekämpfte, dann aber zur Kritik der Regierungsverordnungen im einzelnen überging. Diese Fehde — denn man zwang Kleist, auch die Antworten der Regierung aufzunehmen — spielte sich in den Abendblättern ab; und da immer neue Angriffe der Opposition auf Staatseinrichtungen, sei es Theater, Universität, Akademie — sich einstellten, wurden schließlich nacheinander politische Artikel und Kunstkritik den Abendblättern von der Regierung verboten. So verlor die Zeitung, die anfangs durch ihre Aktualität großen Erfolg hatte und bis hinauf zum König gelesen wurde, allmählich das allgemeine Interesse, war vom Januar ab schon gänzlich unpolitisch und brachte zuletzt fast nur noch

ein „Bulletin der öffentlichen Blätter“, um am 30. März 1811 gänzlich aufzuhören. Es war eine tragische Verstrickung, daß diejenigen Männer, die damals das Höchste an geistig-künstlerischer Substanz vertraten, zugleich als preussische Junker eigenste Interessen wahrzunehmen hatten und aus berechtigter Sorge vor dem Umsturz alles Bestehenden auch notwendigen Maßnahmen der Erneuerung sich widersetzten. Besonders tragisch aber scheint das alles in Hinsicht auf Kleist, der nicht wie Arnim Grundbesitzer war und in dessen innerer Welt jene oft kleinlichen Gegensätze gar nicht die Rolle spielen konnten, zu der sie der Tagesstreit aufblähte. Er war weder — der Kohlhaas beweist es — im Grunde radikal junkerlich, noch von der Anwendung der Theorie besessen, wie Adam Müller — er wurde von den Freunden nicht minder zugrunde gerichtet wie von der Regierung...

3. Geistige Mittler

Das Vordringliche, die Rettung des Vaterlands, die Erringung der Freiheit wurde mit Kräften vollbracht, die wohl durch die Romantik geweckt und gestählt waren, die aber verändert und von andern Menschen zu ihrem Ziel gelenkt wurden. Wir denken hier vor allem an Ernst Moritz Arndt, mit welchem ähnlich wie mit Adam Müller eine neue Tatgesinnung in die geistige Bewegung kommt, selbständigen Ursprungs wie jene, wenn auch von ganz entgegengesetzter Art...

Nicht die großen Täter und Dichter der Zeit haben der Masse der Gebildeten das nationale Bewußtsein gestärkt, sondern die Ausmünzer ihrer Gesinnungen, ihrer geistigen Schätze und Funde — der Baron Friedrich de la Motte Fouqué hat geerntet, was A. W. Schlegel, Arnim, Kleist, Brentano, Müller, Arndt gesät hatten. Ein guter, treuer, anständiger Mensch, aber kein Dichter und selbsteigner Geist, mit bestem Willen sicherlich und persönlich ritterlicher Haltung hat er in seinen unzähligen Dramen, Spielen, Sagen, Legenden, Märchen, Geschichten die ganze romantische Stoffmasse in allen gesunden romantischen Formen schnellfertig bearbeitet und dem Durchschnittsleser mündgerecht gemacht; so daß in ihm die Romantik erst zur Zeitbeherrschung gelangte, aber mit ihm auch in schnellste Vergänglichkeit fiel. Von den Kundigen belächelt, war er doch mitsamt seiner schriftstellersnden Gattin Karoline eine literarische Macht, deren Chamisso und Eichendorff noch 1814 und 1815 mit Erfolg sich bedienten, als mit Fouqués Vorreden ihre ersten Werke in die Welt gingen...

Aber zum Kreise Fouqués, des Halbfranzosen, hat auch der französische Emigré Louis Charles Abelaide Graf von Chamisso gehört, der vorübergehend in preussische Dienste getreten war und in dessen Wachtstube am Brandenburger Tor die Genossen des Nordsternbundes ehemals sich zu versammeln pflegten. Ihm war Größeres beschieden: nach dem mißglückten Versuch, in Novalis' Stil ein allegorisches Märchen „Adelberts Fabel“ zu dichten, hat er in seinem „Peter Schlemihl“ wahrhaft ein Märchen aus der neuen Zeit geschrieben, in Arnims Art das Wunder in die Wirklichkeit ziehend. Von dem Nachempfinden altdeutscher Stoffe — er hatte mit einem Faust- und Fortu-

natus-Drama gerungen — blieben ihm nur einzelne Elemente, wie die Teufelsverschreibung und das Wunschhütlein, aus Grimme's Hausens Simplicissimus das unsichtbar machende Vogelneß; er formte alles so organisch in Eigenes um, daß etwas gänzlich Neues entstand, eine Phantasiedichtung großen, ja einzigen Stils. Ohne daß die zeitliche Problematik mit einem Worte berührt würde, zieht diese Dichtung dennoch ihre Symbolkraft aus der Zeit — der Schattenverlust will vom ganz Persönlichen her doch die Tragödie des Menschen bedeuten, der ohne Heimat, Volk und Vaterland gleichsam körperlos unter dem Gestirn des Himmels lebt. Während des Kriegsjahrs 1813 hat Chamisso sein Märchen verfaßt: einsam abgeschieden von den Weltereignissen auf einem stillen preussischen Gut — er, der vor 1806 als Emigrant in preussischen Hof- und Kriegsdiensten hatte sein können, nach der alten Tradition des Edelmanns, der seinen Dienst nicht nach Volk und Nation zu wählen brauchte, konnte nach dem Erwachen des Volksbewußtseins in einem nationalen Kampf bei aller leidenschaftlichen Sympathie für Deutschland doch gegen sein eigenes einstiges Vaterland in dessen Bedrängnis nicht die Waffen ergreifen. —

Hier steht das Neue auf, wozu Napoleon die Völker Europas wider ihren eigenen Willen erzogen hatte: das Nationalbewußtsein, die besetzte Zugehörigkeit und Existenzverbundenheit mit einem Volk, deren Verlust oder Nichtvorhandensein jetzt als tragisch empfunden wird, als etwas, das zum ganzen Menschentume fehlt. Aus diesem völlig Neuen verstehen wir auch, was die Tatsache des „Freiwilligen“ damals bedeutet — es war etwas Ungewohntes und Unerhörtes, daß auch geistige Menschen in ein Volksheer sich eingliederten, an dessen Stelle es seit Jahrhunderten nur Söldnerheere gegeben hatte. Es darf uns weniger wundernehmen, daß für das Volk begeisterte Männer wie Tieck, Brentano, die Grimm am Feldzug sich nicht beteiligten, daß selbst der ritterliche Arnim sich begnügte, als freiwilliger Landwehroffizier Fichte und Savigny mit seltsamen Waffen daheim einzuerzieren, als daß nun die Scharen der Studenten und Künstler wirklich herbeiströmten, ihr Leben im Kampf für die Freiheit einzusetzen. Nicht nur von Berlin ziehen Männer wie Fouqué und Warnhagen ins Feld, auch der Schlegelsche Kreis in Wien entsendet die drei Freunde Körner, Eichendorff und Veit; und in Dresden sehen wir den armen C. D. Friedrich mit Kügelgen zusammen den jüngeren Malerfreund Kersting zum Lückowschen Jäger ausrüsten. Wir können die Namen nicht nennen, die alle gerade in der Künstlergeschichte hier mit Auszeichnung zu erwähnen wären. Aber wir begreifen, wie der Einsatz auch edelster Geistigkeit zugleich mit geistigen Hoffnungen auf ein höheres reineres Deutschland begleitet wurde. Was die Erneuerungsbewegung der Romantik ausgefüttert hatte, das war jetzt nutzbare Frucht an vaterländischer Gesinnung geworden, an Einsatz für wiedergeglaubte Volksgröße, an Ehrfurcht vor einer waltenden Gottheit, die das Recht zum Siege führt.

Der vorstehende Beitrag bringt einige kürzere Ausschnitte aus dem neuen großen Werk von Richard Venz: Die deutsche Romantik, Geschichte einer geistigen Bewegung (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig).

Adam Heinrich Müller

(1779–1829)

Die Elemente der Staatskunst

In der Bewegung also vor allen Dingen will der Staat betrachtet sein, und das Herz des wahren Staatsgelehrten soll so gut wie das Herz des Staatsmannes in diese Bewegung eingreifen. Die Aufgabe für beide ist keineswegs ein willkürliches Anordnen toter Stoffe; das Glück der Völker läßt sich nicht austreuen wie Geld; das Streben einer Nation läßt sich nicht abfinden oder richten durch einzelne, klug vorgeschriebene und angewendete Arzneien.

★

Noch unwürdiger denken jene, welche Verfassung und Gesetze, alles Erhabene, was der Staatsmann beschließt, mit Kleidern vergleichen, die er seinem Staate zuschneidet und anpaßt, und die, wenn der Staat sie abgetragen hat oder herausgewachsen ist, nur abgelegt zu werden brauchen. Die Französische Revolution hat gelehrt, daß man den Staat entfleischt, während man ihn bloß von veralteten Unwesentlichkeiten zu entkleiden wähnt; daß das Reformieren eines Staates durchaus nichts gemein hat mit dem Ausmustern einer Garderobe; kurz, daß man sich in das Herz des Staates, in den Mittelpunkt seiner Bewegung begeben muß, wenn man das Wesen des Staates begreifen und auf ihn wirken will.

★

Die Delphische Überschrift: K e n n e d i c h s e l b s t! ist die erste Regel, so gut für den Staat wie für den einzelnen Menschen. Wie will aber der Staat sich kennenlernen? Reicht es hin, daß er seine Ressourcen, Produkte, Land, Leute, Summen und Umlauf des Geldes, Gesetze und wohlthätigen Anstalten kennt? Damit begreift er sich noch ebensowenig wie ein Mensch, der, in sein Wohnzimmer verschlossen, sich selbst beobachtete, seinen Puls befühlte und seine Nahrung abwöge. Dies führt Staaten und Menschen zur Hypochondrie: diese zur Menschenscheu, jene zu Neutralitätssystemen oder zur Staatenscheu, aber nicht zur Selbstkenntnis. Im beständigen regen und beweglichen Umgange mit seinesgleichen lernt der Mensch besonders sich selbst kennen: ebenso der Staat seine Eigenheit, sein Gewicht, seine Physiognomie, seine Kraft und seine Lebenswürdigkeit nur im beständigen, streitenden und friedlichen Umgange mit andern Staaten.

★

Das nun ist die Gewalt der lebendigen Idee und ihr erhabener Sieg über den toten Begriff! In einer ganz veränderten Welt, wie die vom Jahr 1790,

findet sie sich auf der Stelle wieder; das Chaos selbst kann sie nicht verwirren: denn sie trägt die Seele aller Ordnung, den Mut des wahren Regierens, unüberwindlicher und unauslöschlicher in sich als die eigne Lebensflamme. — Indes zerreibt sich der trockne Begriff unter den Stößen der Zeit: das Schicksal treibt unerbittlich seinen Spott mit ihm und verdrehet ihn, daß zuletzt die Freiheit von der Tyrannei nicht mehr zu unterscheiden ist.

★

Was Menschenhände willkürlich gemacht haben, können andere Menschenhände willkürlich zerstören, wenigstens verwerfen. Man sieht nicht gut ein, warum, wenn der Staat eine bloße Erfindung nach Art der Brandkassen usw. ist, nun nicht einmal ein Mensch zu demselben Zwecke, der dem Staate unterlegt wird, etwas anderes und noch Klügeres erfinden sollte, was kein Staat wäre; man sieht, wenn man das viele Wichtige und Große, was mit dem Staate zusammenhängt und in ihm verwachsen ist, überlegt, nicht gut ein, wie jenen Leuten, die noch überdies so hohe Meinungen von den reißenden Progressen ihres Zeitalters hatten, um die Dauer dieser schönen Erfindung nicht bange geworden ist, zumal da in der Nachbarschaft jenseits des Rheins das Erfinden nach Herzenslust und im großen getrieben wurde und Dinge zum Vorschein kamen, die allem in der Welt ähnlich sahen, nur nicht dem Staate.

★

Ist der Staat bloß eine erfundene Maschine zu einem bestimmten Zwecke, z. B. der allgemeinen Sicherheit, eine Mühle, welche die verräterischen und räuberischen Leidenschaften kurz und klein mahlt, daß die unschädlich werden und dem öffentlichen Besten dienen: so würde ja, wenn eines Morgens das sündhafte Geschlecht der Menschen plötzlich moralisch und wohlgezogen erwachte, die ganze Maschine überflüssig geworden sein. Dieser Fall wird freilich nicht eintreten; indes ist der Gedanke, daß der Staat eine bloße Krücke unserer Gebrechlichkeit, eine künstliche Nachhilfe für ein zerrüttetes Geschlecht sei, ganz im Ernste genährt worden, und die erhabene Angelegenheit in die Hände gemeiner Pfuscher, Weltverbesserer oder Projektierer und Alchimisten, wie sie Burke nennt, geraten. Man hat das Regieren wie eine bloße Fertigkeit, das Errichten eines Staates wie eine Sache des Handgriffs und der Routine getrieben.

★

Man kann die Weltgeschichte *N e c h t s g e s c h i c h t e* nennen, wie Kant in seiner berühmten und sehr populären Abhandlung „Entwurf einer Universalhistorie in weltbürgerlicher Absicht“ getan hat; man kann sie aber auch *K r i e g e s g e s c h i c h t e* nennen, wenn man in die Idee des Krieges der Menschen mit der Erde eingehen will, wo denn die Kriegesgeschichte die Geschichte der Bedürfnisse, des Handelns usw. unter sich begreift. In der Kriegesgeschichte und in der Rechtsgeschichte wird im Grunde ganz dasselbe erzählt werden müssen; denn beiden käme es darauf an, zu zeigen, wie die natürliche und notwendige Allianz

der Menschen untereinander, dort, in der Kriegesgeschichte, gegen die gemeinschaftliche Feindin, die wir Erde nannten, hier, in der Rechts- oder Friedensgeschichte, für das allgemeine Palladium, nämlich die Idee des Rechtes oder der Vereinigung selbst, im Laufe der Zeiten immer größer und mächtiger geworden ist. Durch die Idee des Rechtes oder der allgemeinen Allianz wird der Mensch in den Stand gesetzt, einen für immer wirksameren Krieg gegen die Erde zu führen; durch diesen Krieg die Idee des Rechtes oder der allgemeinen Allianz immer deutlicher zu erkennen, immer schöner auszuüben.

★

Im Mittelalter war die ganze Staatslehre mehr Gefühl als Wissenschaft; aber alles Gemeinwesen bewegte sich um zwei sehr verschiedene Gefühle: 1. um die Ehrfurcht vor dem Worte, das die Zeitgenossen einander gaben; 2. um die ebenso tief gegründete Ehrfurcht vor dem Worte, vor dem Gesetze, das die Vorfahren den Nachkommen hinterlassen hatten. Diese Barbaren des Mittelalters fühlten sehr wohl, daß die Verpflichtung des Bürgers eine doppelte und gleich-ehrwürdige sei; während wir unsre Sozialkontrakte bloß von den Zeitgenossen schließen lassen, die Sozialkontrakte zwischen den vorangegangenen und nachfolgenden Geschlechtern hingegen nicht begreifen, nicht anerkennen, wohl gar zerreißen.

★

Die Theorie der Familie oder des ersten, zur Erhaltung, Verbindung und Fortdauer des menschlichen Geschlechtes notwendigsten Verhältnisses muß am Eingang aller Staatslehre stehen. Alle die schlaffen Nebengriffe, die wir in Zeiten entarteter Sitten mit dem Worte „Familie“ verbinden, müssen an die Seite geschafft und das Verhältnis mit Strenge so erwogen werden, wie die Natur es rein und notwendig angeordnet hat.

★

In einer Staatslehre wie die meinige, die den lebendigen, bewegten, in allen feinen Elementen kriegerischen (nicht bloß militärischen) Staat postuliert, die demnach innerhalb einer Nation nur solche Einrichtungen gelten läßt, welche den Staat innerlich und äußerlich verteidigen helfen und lebendig in das lebendige Ganze eingreifen, ist das erste unter allen Besitzstücken des Bürgers die Freiheit, in dem Sinne, wie heute beschrieben werden soll: die Freiheit, seine Kraft und sein eigentümliches Wesen geltend zu machen, zu wachen, sich zu regen, zu streiten. „Es versteht sich, in den gehörigen Schranken!“ höre ich einwenden. Gerade dahin will ich. Und welches sind denn diese gehörigen Schranken? — „Die Schranke für die Freiheit des einzelnen Bürgers ist nichts anderes als die Freiheit der übrigen Bürger“, wird man mir antworten und sehr mit Recht.

★

Die Freiheit kann in keiner andern Gestalt würdiger und passender dargestellt werden, als in der ich sie gezeigt habe: sie ist die Erzeugerin, die Mutter des Gesetzes. In dem tausendfältigen Streite der Freiheit des einen Bürgers mit

der Gegenfreiheit aller übrigen entwickelt sich das Gesetz; in dem Streite des bestehenden Gesetzes, worin sich die Freiheit der vergangenen Generation offenbart, mit der Freiheit der gegenwärtigen, reinigt sich und wächst die Idee des Gesetzes. Die Idee der Freiheit ist die große, nie nachlassende Zentrifugalkraft der bürgerlichen Gesellschaft, wodurch die andre ihr ewig entgegenstrebende Zentripetalkraft derselben, nämlich die Idee des Rechtes, erst wirksam wird.

★

Die zwischen den europäischen Nationalstaaten vermittelnde Macht war nicht etwa ein in Begriffen erstarrendes Völkerrecht, sondern die christliche Religion, der allein jener Thron über den lebendigen Völkern gebührte: sie gab dem großen Gemeinwesen von Europa die Gestalt und den sichtbaren, allen Herzen tief verständlichen Charakter.

★

Alles Schöne, Dauerhafte und Große in unsern bürgerlichen Verfassungen verdanken wir, wie ich schon gezeigt habe, der christlichen Religion. Sie hat uns ein Gesetz gebracht, welches, erhaben über den Wandel der Zeiten und den Wechsel des Glückes, fort dauert, insofern die Menschheit steht. Von dem traurigen Wahn notwendigen Steigens und Fallens, kurzer Blüte und unvermeidlichen Unterganges der Staaten und Reiche hat sie uns geheilt durch ein lebendiges und ewig belebendes Gesetz — durch das Gesetz von der schönen Gegenseitigkeit des Lebens und durch die Art, wie das physisch Schwächere, Ärmere und Demütigere, was der jugendliche Übermut der alten Völker übersehen hatte, in ihr verklärt worden. Sie hat uns gelehrt, was Freiheit sei und daß sie nur durch die Nebenfürsorge der andern, nur in Wechselseitigkeit bestehen und erscheinen könne.

★

Die persönliche Hingebung des Einzelnen an das Ganze ward erst möglich, nachdem durch das innerlich lebendige christliche Gesetz das Verhältnis des Menschen zur Menschheit rein in seiner wahren unendlichen Gegenseitigkeit aufgestellt und mit dem schönsten Tode, d. h. mit eigner vollständiger Hingebung, besiegelt, nachdem die absoluten Schranken, die unübersteiglichen Mauern zwischen den Nationen umgestürzt und die Hinfälligkeit und Zwecklosigkeit aller bloß irdischen Größe und Autorität, aller menschlichen Sakung gezeigt worden war; nachdem nun vor allen Völkern ein lebendiger, souveräner Gedanke aufgestellt worden, vor dem, aber vor keinem geringeren Gesetz, alle gleich galten.

Rainer Maria Rilke in Paris

Das letztemal sah ich ihn in Paris. Europa lag in unwahrscheinlicher Ruhe. Als ich das ehemalige Kloster Sacré-Coeur in der Rue de Varenne betrat, wo Rodin seinem „Schüler“ — „in allem sind dieselben Gesetze“ — ein Heim vermittelt hatte, stand ich vor einer stummen Reihe von Türen. Ich klopfte. Nichts rührte sich. Da öffnete ich leise: ein hoher Saal mit den vom Boden bis zur Decke steigenden Fenstern, dahinter in herbstlich gelblicher Dämmerung der Klostergarten. Der Saal war leer, nur in der Ecke ein großer Tisch, ein breiter Lehnstuhl — aus ihm erhob sich die zarte Gestalt des Dichters, erhoben sich helle, blaue Augen, die dem ganzen Raum Licht zu geben schienen . . .

Am nächsten Tage antwortete mir Rilke auf meine Einladung in das altfranzösische Hotel de Castille: „Ich will mich gegen Ihren lebenswürdigen Vorschlag nicht sträuben, weil ich nichts so Häusliches vorzuschlagen habe und wir wahrscheinlich nirgends stiller und ungestörter beisammen sind, als in Ihrem Hotel. Ich komme also morgen, Sonntag, um zwölf. Auf Wiedersehen!“ Ich stellte ihm Rosen auf den Tisch: „Aus dunklem Wein und tausend Rosen rinnt die Stunde rauschend in den Traum der Nacht.“ Nachher gingen wir durch den Tuileriengarten die Seine entlang, vorbei an der sogenannten Maison de François I. und den Cours de la Reine. Da wurde Diane de Poitiers lebendig und Maria Medici, der galante König Franz und der ebenfalls an Liebesabenteuern reiche Kardinal Richelieu; ich zeigte Rilke eine Medaille dieses großen Gegners der Königin Maria mit den stolzen Worten „Mens sidera volvit“ und dem naiven Symbol eines geflügelten Knaben. Weltgeist Eros lenkt die Sternbahn? „Oder sollte es nicht“, warf Rilke neckisch hin, „Gott Amor Seiner Notzen Eminenz sein?“ Heute frage ich mich, ob es wirklich geschehen ist, daß ich einst mit dem Dichter der „Duineser Elegien“ in tiefstem Frieden durch Paris ging, daß wir zusammen den ihm noch fremden Eiffelturm bestiegen. Treuherzig gestand er mir, daß er Paris eigentlich noch gar nicht kenne. Trug er doch seine Welt in sich. Eine Welt, leise in ihm, leise in dem, was er sagte und schrieb.

Vom Balkon der hohen Eiffellaterne spähte er wie suchend hinunter, mit zaghafter Handbewegung schien er das unendliche Paris umfassen zu wollen:

„Da leben Menschen, weißerblühete, blasse,
und sterben staunend an der schweren Welt.
Und keiner sieht die klaffende Grimasse,
zu der das Lächeln einer zarten Maske
in namenlosen Nächten sich entstellt.“

Rilke war ganz Natur. Und immer harmlos. Bei unserer ersten Bekanntschaft auf Capri wußte ich wenig von ihm. Dann aber zog die geistige Atmosphäre seiner reizvollen Persönlichkeit in ihren Bann* —

In Paris pflegte er nach dem Essen bei Rumpelmayer une demi-tasse zu nehmen. Dorthin lud er mich ein. Da saßen wir in drückendster Enge, an kleinem Tisch. Und während wir uns über Malte Laurids, dies schwere Werk, unterhielten, kitzelte hin und wieder eine frivole Straußensefeder der modernen Niesendamenhüte den Pilger des „Stundenbuchs“. Der lächelte verlegen und doch belustigt wie ein Kind. Über viele Dinge ging das fast flüsternde Gespräch. Rilke erzählte von dem auch mir bekannten Petersburg mit seinen lastenden Palästen und „dem wachen Nachten, das nicht Himmel und Erde hat“. Wie prophetisch sind seine Worte: „Diese Stadt hörte auf zu sein“. Wir sprachen über Rußland, seine macht- und klangvolle Sprache, und wie sich das auf diesem Lande der Dunkelheit und Ferne ruhende Geheimnis in heiliger, dunkelnder Langsamkeit wohl einst klären würde? — von Moskau mit den großen dunklen Glocken wie Erinnerungen. Und die urgewaltige Mystik seines Gottesdienstes! Er kam auch auf Tolstois Briefe an seine Cousine Alexandra und schrieb mir später hierüber: „Eine der schönsten und längsten Briefbeziehungen, die ich weiß, voll vom Unrechthaben gegeneinander, aber mit des Lebens unbegreiflichem Rechthaben als Anlaß und Hintergrund.“

Ich verließ Paris, um die Loire-Schlösser und die Bretagne zu besuchen. Nach meiner Rückkehr sah ich Rilke wieder. Eines Nachmittags zeigte er mir im Palais Luxembourg Porträtwerke Rodins, darunter die schöne Frauenbüste, zum Vergleich mit den Houdonbüsten meiner Großtante Dorothea Rodde-Schlözer. Wie ahnend führte er mich dann vor „das Eherne Zeitalter“... Wir schritten zurück durch das fallende Laub und die roten Blumen des florentinischen Renaissancegartens, den die Witwe Heinrichs IV. hier geschaffen. Irgendwo, bei den Spielplätzen der Kinderwelt, die lockende Melodie eines Karussells... Vielleicht entstand damals das Gedicht von den bunten Pferden, dem bösen roten Löwen —

„Und dann und wann ein weißer Elefant“.

★

Es kam der Krieg. „Sammeln, sammeln! Und bebende Trommeln.“ Für den heimatlosen Sänger „furchtbar lange und fast tödliche Jahre“. Die Welt schlug über ihm zusammen.

Einst hatte Rilke die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges geschildert, da „die Lilie selbst gerötet aus der todgedüngten Krume sprang“, er hatte die Weise von Liebe und Tod gesungen, ein Lied der Kraft und der Lust. Jetzt mußte er der harten Wirklichkeit ins Auge sehen. Als dann die Mißgeburt des Friedens kam, war die Welt eine andere geworden, grau und schwer, und blutete aus tausend Wunden. In einem Brief vom 21. Januar 1920 aus Locarno schrieb er mir mit den wohlbekannt sorgfältigen, fast gemalten Zügen: „Wiederanknüp-

* „Rainer Maria Rilke auf Capri.“ W. Jes.

fungen nach allen Seiten sind bis jetzt das einzige Symptom der Heilung, die ich so nötig hätte. Mir, was mich angeht, bleibt nichts anderes übrig, als an meine jähen, bangen Bruchstellen des Jahres Vierzehn mich so lange und so innig anzuhalten, bis ich dran anheile, damals begann ich (seit 1912) meine großen, vielleicht größten und entscheidendsten Arbeiten, die geschützte Stelle, wo ich sie begann, hat der Krieg in einen Trümmerhaufen verwandelt, über unzähligen Soldatengräbern: das alte Schloß Duino, wo ich so herrliche Arbeitstage und -nächte hatte leisten dürfen. Das alles ist fort . . . innerhalb der letzten fünf Jahre gibt es nicht einen einzigen Anhaltspunkt für mich, nicht einen, der Abgrund war mir so steil, daß ich an seinem Rande nicht wurzeln kann, auch ist ja weder Luft noch Natur noch Himmel darüber, sondern nichts als ein Qualm von Verhängnis . . . Wer hilft im ratlosen Verlorensein Aller? Nirgends ein Helfer, nirgends ein F ü h r e r , nirgends ein g r o ß e r Ü b e r l e g e n e r ! Ja, solche Epochen mag es schon gegeben haben, voller Untergänge, aber waren sie ähnlich ohne Gestalt? Ohne eine Figur, die das alles um sich zusammenzöge und vor sich hinausspannte . . . Ob ich gleich diese Zuständigkeit nie ausgenutzt habe: jetzt merk ich doch die Heimatlosigkeit des Österreichers. Gearbeitet hab ich nichts. Mein Herz war wie eine Uhr angehalten, der Pendel war irgendwo angestoßen an die Hand des Elends und stand."

Der von Schweizer Freunden, zuletzt im Wallis Aufgenommene rang sich aus dem Chaos des Weltgeschehens in einsamen Jahren empor zu neuem Schaffen.

Über der Kapelle seines Einsiedlerturms von Muzot leuchtete ihm das Zeichen der Sonne, die dem heiligen Franz von Assisi in der Sterbestunde herrlicher erschien als das Kreuz. Stand das Kreuz ja nur dazu da, „um in die Sonne zu weisen“.

Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre

Um die Volkswirtschaftslehre ist es ein eigen Ding. Seit François Quesnay und Adam Smith sind doch immerhin reichlich anderthalb Jahrhunderte über die Lande gegangen. Mannigfache Forschungsrichtungen haben einander abgelöst und auch nebeneinander ihre Wege gezogen. Und noch immer gibt es in dieser merkwürdigen Wissenschaft nicht wenige Vertreter, die nicht einsehen können, daß ein Erkennen des Wirtschaftslebens und seiner Strömungen, seiner ursächlichen Zusammenhänge und seiner allgemeinen Bedingtheiten stets und notwendig an das Miteinanderwirken, das sich gegenseitig ergänzende und auch kontrollierende Zusammenarbeiten jener beiden Forschungsmethoden gebunden ist, die man als deduktiv und induktiv zu bezeichnen pflegt. Jene darauf gestellt, in logisch-isolierender Untersuchung die allgemeineren Teilerscheinungen (wie etwa die Preisbildung bei freiem Markte, die Ertrags- und Einkommensbildung usw.) in ihren Grundlinien zu erfassen. Diese dagegen bestrebt, die konkreten Bestandteile des Wirtschaftsgebietes, wie sie in der Wirklichkeit sich als Ganzheiten darstellen (die Landwirtschaft etwa bestimmter Erdräume, fest umrissene Wirtschaftszweige überhaupt oder auch Sondererscheinungen wie die Kartelle, die Groß- und Kleinbetriebe usw.), in ihrem Zustand, in dessen Warum und Wohin darzustellen. Bedeutet dies nicht, daß jede einzelne Untersuchung, wenn sie auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt, sich beider Methoden bedienen muß? daß es also eine Frage der Betonung und nicht eines Gegensatzes ist, was den einen Forscher mehr nach der einen und den andern Forscher mehr nach der andern Seite sich neigen, sich danach die Gegenstände seines Forschens aussuchen läßt?

Für den akademischen Lehrer — was doch in Deutschland der wissenschaftliche Forscher zugleich zu sein pflegt — spielt noch ein Zweites in seine Entscheidungen hinein. Die Volkswirtschaftslehre hat es stets mit den Menschen zu tun, und zwar mit den Menschen als Vielheit, nicht mit jeweils dem Einzelnen. Deren Verhalten richtig einzuschätzen, das Mit- und Gegeneinander der Vielheitsmotive zutreffend abzuwägen, setzt eine Menschenkenntnis und ein psychologisches Wissen voraus, wie sie dem Studenten so leicht nicht zugetraut werden dürfen; auch dann noch nicht, wenn er sein Studium abschließen und seine Dissertation anfertigen will. Ist es dann nicht richtig, dem jungen Menschen eine Aufgabe zu stellen, die an konkrete Erscheinungen anknüpft und deren Entstehen, deren Wirkungsweise aus exakt fassbaren Materialien herauslöst? Dann kann er in der Scheidung des Wichtigen und des Unwichtigen zumeist eher ein selbstständiges Denken zeigen, als wenn er „aus zehn fremden Meinungen sich die elfte zurecht-konstruiert“.

Beides — das Bewußtsein von der persönlichen Eignung und die Auffassung von der Lehrverpflichtung — haben in seiner Eigenart denjenigen Gelehrten be-

stimmt, den man für die Volkswirtschaftslehre in der Welt als das Haupt der „jüngeren historischen Schule“ zu bezeichnen pflegt: **Gustav Schmoller** (1838–1918)*. Die Kennzeichnung ist insofern richtig, als Schmoller seine eigene Forschungsarbeit zu wesentlichen Teilen auf die Geschichte der brandenburgisch-preussischen Verwaltung, die ja in der merkantilistischen Zeit der großen Fürsten stark Wirtschaftsverwaltung war, und auf die Wirtschafts- und Finanzpolitik dieser Zeit überhaupt gerichtet hat; und er ist auch für die damals jüngeren Historiker in weitem Umfang der Anreger zu wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Untersuchungen gewesen. Von einer „historischen“ Schule zu sprechen, ist trotzdem gerade für die Volkswirtschaftslehre falsch. Schmoller selbst hat sein Augenmerk zu ebenfalls für ihn wesentlichem Teile jederzeit auch auf die Erscheinungen der jeweiligen Gegenwart gerichtet; es braucht nur auf seine Untersuchungen über das Wesen der neuzeitlichen Unternehmung und des Unternehmers hingewiesen zu werden, die noch heute als grundlegend gelten müssen und auch bereits in Vorschlägen gipfeln, wie den Gefahren schrankenloser Freiheit entgegengetreten werden könne. Erst recht hat er seine Schüler, soweit sie nicht ein ausgeprägt historisches Interesse schon in sich trugen, ganz überwiegend auf die Behandlung von Gegenwartsercheinungen hingewiesen, wie die lange Reihe seiner Dissertationensammlung und die Schriften des Vereins für Sozialpolitik anschaulich machen. Allerdings hat er dann auch darauf gedrungen, daß diese Erscheinungen in ihrer Entwicklung dargestellt und aus der jeweiligen Zeit heraus verstanden würden; gegen vorschnelle Verallgemeinerungen eines Urteils ist er — der Aufgabe wissenschaftlicher Erziehung gemäß — stets aufs nachhaltigste angegangen.

Allerdings hat Schmoller vor der scholastischen, einseitig deduktiven Arbeitsweise gewarnt. Man mag seine Forschungsmethode „historisch“ in dem Sinne nennen, daß er sich das Gesamtbild einer volkswirtschaftlichen Erscheinung und das volkswirtschaftliche Bild einer Zeit stets aus den Einzelheiten zusammengesetzt hat, wie sie teils unmittelbar feststellbar sind, teils daraus abgeleitet werden können. Dann muß jedoch auch betont werden, daß eben ein solches Gesamtbild immer das Ziel seines Forschens gewesen ist und daß er auch seine Schüler immer auf dieses Ziel hingelenkt hat. Mag man ihn einen Nicht-Theoretiker schelten; ein Systematiker ist er gewesen wie nur irgendeiner.

Schmoller war so wenig reiner Historiker, daß er sein ganzes Leben hindurch entscheidendes Gewicht darauf gelegt hat, von seiner wissenschaftlichen Arbeit her in enger Fühlung mit der Praxis der Wirtschaftspolitik und der Wirtschaftsgestaltung zu stehen. Seiner Anregung verdankt der Verein für Sozialpolitik sein Entstehen, und bis zum Tode hat ihn Schmoller geleitet, ihm den Stempel seines Wesens aufgedrückt und in ihm auch selbst sein Wesen aufs deutlichste entfaltet. Hier waren fast alle akademischen Lehrer der Volkswirtschaftslehre und zahlreiche Wissenschaftler anderer Disziplinen vereint mit führenden Männern der Staats- und Kommunalverwaltung, mit Parlamentariern und praktisch tätigen Wirtschaftlern. Hier wurden, wie schon der Name des Vereins es aus-

* Carl Brinkmann, *Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre* (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1937. 194 S.; geb. RM. 6.—)

drücken sollte, zu Schmollers Zeiten ausschließlich Fragen der aktuellen Wirtschaft- und Sozialpolitik verhandelt; es war eine Verleugnung der ganzen Vereinsgeschichte, daß später die sogenannte „Theorie“ der Volkswirtschaftslehre in den Vordergrund gerückt werden konnte, und es hat sich am Verein bitter gerächt, da er hiermit das Interesse der Praktiker völlig verlor und in der Öffentlichkeit zu keinerlei Gewicht wieder kommen konnte. Es waren aber auch für die Art, wie sich Schmoller das Zusammenwirken von Wissenschaft und Politik gedacht hat, von Anfang an zwei Bestimmungen der Vereinsfakung kennzeichnend: keine Verhandlung durfte stattfinden, ehe nicht durch eine weitgespannte, streng wissenschaftliche Untersuchung der Tatsachenbestand und sein Entstehen festgestellt waren, und in den Verhandlungen selbst durfte kein Beschluß gefaßt werden, der etwa das Ergebnis nach der einen oder andern Richtung zusammengefaßt und festgelegt hätte.

Schmoller selbst hatte zwar seine sehr bestimmten Ansichten von dem, was im Staatsleben erwünscht oder gar notwendig wäre, und er hat seine Auffassungen mit aller Nachhaltigkeit zur Geltung zu bringen gewußt. Für die Wissenschaft als Ganzes jedoch hat er der Wirtschaftspolitik gegenüber die Aufgabe darin gesehen, die Sachlage einwandfrei zu klären, etwaige Schäden und ihre Ursachen aufzudecken, auf Möglichkeiten der Entwicklung und des Eingreifens hinzuweisen — nicht aber darin, den Politikern die Entscheidungen abzunehmen. Durch und durch Staatsmensch, wie er nach Familientradition und Beamtenausbildung war, ist er sich vor allem stets bewußt geblieben, daß auch in den wirtschaftlichen Dingen die Staatsleitung niemals allein oder auch nur ausschlaggebend nach den rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten sich richten darf, wie er umgekehrt die wirtschaftlichen Erscheinungen immer in ihrem Zusammenhang mit dem Staatsgeschehen gesehen hat. Der Staat, nicht die Wirtschaft war ihm das Schicksal jedes Volkes.

Die wissenschaftliche Seite dieses großen Menschenlebens aus der Verdunkelung, in die sie nach dem Weltkriege durch das Lärmen einseitigster „Theoretiker“ gebracht worden war, wieder in das helle Tageslicht zu stellen und für ihre Gegenwartsbedeutung ein allgemeines Verständnis zu erwecken, ist die Aufgabe, die sich der Heidelberger Nationalökonom Carl Brinkmann in seinem Buche: „Gustav Schmoller und die Volkswirtschaftslehre“ gesetzt hat. Ob es notwendig war, in der Formulierung so stark den Ton einer Verteidigungsschrift innezuhalten, darf man bezweifeln; heißt das nicht, jener Einseitigkeit zu große Ehre antun? Aber sachlich ist die wissenschaftliche Leistung Schmollers in ihrer ganzen Vielseitigkeit und zugleich in ihrer Einheitlichkeit zu klarer Darstellung gelangt, und es bricht auch immer wieder der Zusammenhang mit der Gesamtpersönlichkeit deutlich hervor. Grade in der Gegenwart, in der das Staatsgeschehen sich so stark und so mannigfach an wirtschaftlichen Vorgängen und Maßnahmen offenbart, wird auch der Nicht-Fachmann für sein staatliches Interesse reiche Anregungen aus der Darstellung einer Lebensleistung schöpfen, die den Zusammenhang zwischen Staat und Wirtschaft, Volk und Wirtschaft stets in den Vordergrund gerückt hat.

Eugen Diesel als Bühnendichter

Eine Komödie von Eugen Diesel, dem Mitherausgeber dieser Zeitschrift, „Das Pergament aus Norcia“, kam im Deutschen Theater in Wiesbaden zur Uraufführung. In einem Aufsatz des Programmheftes erzählt er, wie die Komödie in fünfundzwanzig Jahren zu ihrer jetzigen Form herangereift ist, nachdem ihm Ende 1912 der Stoff in den von Paul Ernst übersehten altitalienischen Novellen in die Hände gefallen war. Es ist die Geschichte von dem eifren und skrupellosen Steuereinnnehmer Bianco Alfani, dem durch ein gefälschtes Dokument vorgetäuscht wird, er sei zum Stadthauptmann von Norcia erwählt, und der nun dort erleben muß, daß man ihn zum Narren gehalten hat. „Ich geriet in die größte Aufregung“, so berichtet Diesel, „denn ich glaubte, einen Komödienstoff ersten Ranges gefunden zu haben.“

Es wurde eine reizende Commedia dell'arte daraus mit aller Unverbindlichkeit der Konzeption und den in ihr typischen Gestalten: dem dummen Prahlhans, dem weisen Narren, dem Liebespaar usw., ein überaus geistvolles Spiel, in dem ein im Durchschauen der Zusammenhänge geübter Betrachter der menschlichen Gesellschaft in einem satirischen Beispiel mit scharf geschliffener Logik, zwischen Vers und Prosa, lyrisch empfindsamen und sachlich derben Worten wechselnd, uns einen Zerrspiegel einer Welt parteipolitischer Schieber vorhält. Der Schauplatz ist Florenz und Norcia in der Zeit der Frührenaissance. Der Bürgerkrieg hat das natürliche Gefüge des Volkes verwirrt. Es handelt „gegen Maß und Würde“, „der kleine Neid regiert, Verrat und üble Spitzelei“. Der Bonze und Leuteschinder Alfani ist unersättlich in seiner Machtgier. Höhepunkt des Stückes ist der vierte Akt, in dem er wie ein Don Quichote, freilich nicht so harmlos wie dieser, sondern aufgebläht und dreist auf sein mit viel Geld erkauftes Dokument pochend, in Norcia Einzug hält und, als ihm der Schwindel offenbar wird, in sein „angeborenes Nichts“ zurückfällt. Die Ordnung wird wiederhergestellt: „Ein jeder darf jetzt sein, was er ist, und das tun, was er kann.“

Mit diesem Alfani hat Eugen Diesel einen in vielen Einzelzügen klar geprägten, wahrhaft komischen Charakter ganz großen Formats geschaffen. Aber war es wirklich ein „Komödienstoff ersten Ranges“, den er gefunden hatte, war es überhaupt eine Novelle oder vielmehr nur eine Anekdote, die ein Streiflicht auf ein lächerliches Tun warf, aber kein Menschenschicksal von Grund auf aufschlachte? Um vertiefte seelische Spannungen in den Stoff hinein zu verlegen, erfand der Dichter als Umrahmung der Fopperei seines politischen Scharlatans eine kleine, zarte Liebesgeschichte. Sie geschieht jedoch nur am Rande, und Alfani ist nur äußerlich mit ihr verknüpft. So bleibt ein breites, burleskes Spiel in einem schmalen Spiel der Liebenden. Es erheitert, ohne zu erschüttern. Würde Alfani mehr erstreben als das Pöstchen um seiner selbst willen und wäre auch er in die Leidenschaften des Herzens seiner Gegenspieler verstrickt, so wäre die deutsche Dichtung nicht nur um ein bedeutsames Schelmenstück und um eine großartige Komödienfigur, sondern auch um eine große Komödie reicher gewesen.

Otto Doderer.

Die Besetzung von Runö

Eine Kriegserinnerung

Auf meinem ersten Erkundungsflug nach Arensburg auf der Insel Vesel am 24. Mai 1917 von der Seeflugstation Angernsee aus sah ich zum erstenmal die Insel Runö und, wie es so manchmal im Leben, vor allem im Kriege, ging, knüpfte sich von diesem ersten Sehen etwas wie eine schicksalsmäßige, magische Verbindung zwischen mir und dieser langgestreckten, flachen Insel im Rigaischen Meeresbusen. Von diesem Augenblick an hat mich der Gedanke an Runö und der zunächst etwas abwegig erscheinende Wunsch, Runö für die deutsche Flagge in Besitz zu nehmen, nicht mehr verlassen.

Ganz nüchtern gesprochen lag für den Seeflieger diese Insel auf dem Flugwege von Angernsee nach Vesel auf der trefflichen Quadratkarte „Die Ostsee. Nördlicher Teil. Schwedische und russische Küste“ umgrenzt von den Quadraten I 088 γ, 089 γ, 104 γ, 107 γ und 105 γ. Sie hatte eine russische Militärbesatzung, und bei den immer wiederkehrenden täglichen Aufklärungsflügen nach Arensburg wurde ein ziemlich reger Verkehr von russischen Zerstörern mit der Insel festgestellt.

Nachdenkendes Erinnern — eine gründliche Schulbildung wurde man ja selbst im Kriege nicht ganz los — förderte zutage, daß Runö von einer rein schwedischen Bevölkerung bewohnt wurde, die nach patriarchalischer Verfassung ihren Grund und Boden in gemeinsamem Besitz hielt und gemeinsam betreute. Die rund 275 Bewohner sollten Fischer sein, die auf der Seehundsjagd durch besondere Schießfertigkeit und -sicherheit ausgezeichnet wären. Die Karten ergaben, daß die Insel nicht mehr als 10,9 Quadratkilometer groß war in einer Länge von 6 und einer Breite von 4 Kilometer. Wald war vorhanden auf geringen Anhöhen bis zu 30 Meter, sonst war die Insel im wesentlichen flach, mit Weideland und Strand. Runö gehört jetzt zu Estland, hat rund 400 Einwohner und ist in seiner Eigenart durch Film und Bildaufsätze weithin bekannt geworden.

Damals aber spann sich um diese nüchternen Tatsachen, wie es sich aus der eigenartigen geistigen Verfassung des Soldaten im Weltkrieg so leicht erklärt, die neben dem eisernen und mit Selbstverständlichkeit erfüllten Gebot des Kampfes für sein Vaterland aus einer Art Wärmebedürfnis innere Provinzen suchte, die einem doch noch allein gehörten, ein Band zwischen mir und dieser Insel, das über rein militärische Erfordernisse hinausging. Auf jedem Fluge nach Norden und Nordosten von Angernsee aus — dieser schönsten deutschen Seeflugstation im Kriege, gelegen mitten im herrlichsten kurländischen Walde an dem wegen seines Fisch- und Vogelreichtums früher von reichen Russen, Engländern und Nor-

wegern mit Jagdleidenschaft gerne aufgesuchten Angernsee, der uns im Kriege die einzigartige Möglichkeit bot, bei jedem Wetter starten und landen zu können mit unsern Seeflugzeugen, da er durch 1½ Kilometer Dünen von der Ostsee getrennt war — und vor allem auf den Rückflügen von nächtlichen Bombenunternehmungen gegen Arensburg in den traumhaft schönen kurischen Mondscheinnächten, gemacht zur Liebe und zum Lautenspielen mehr als zur Vernichtung menschlichen Lebens, wuchs Runö so stark zu einem Wunschbild, daß innerer Zwang mich trieb, das Wunschbild in den Rahmen der soldatischen Pflichten einzufügen.

Als ich zum erstenmal dem Kommandeur der Seeflugstation Angernsee, Kapitänleutnant Bertholdt, von dieser meinen stillen Liebe sprach, lächelte er, ohne aber meine Pläne ganz in den Bereich der Unmöglichkeit zu verweisen. Denn auch für ihn lag Runö durchaus im Bestrahlungswinkel militärischer Interessen. Die Insel war ein Stützpunkt der Russen, durch dessen Inangriffnahme man zweifellos die russischen Pläne stören konnte. Unsere Beobachtungen, bestätigt durch Flugbilder, hatten das Vorhandensein einer F.-Z.-Station und eines Schuppens, der bis in die Luft benzinverdächtig roch, festgestellt. So reifte sehr bald der Plan, diese militärisch wichtige Anlage den Russen zu zerstören.

Am 13. Juni setzte sich eine mächtige Mahalla von deutschen Seeflugzeugen in Bewegung, von denen zwei den Befehl hatten, vor der Insel zu wässern, ihre Beobachter mit Sprengmaterial an Land zu setzen und sie nach getanem Werke wieder aufzunehmen, während die anderen den Waldrand hinter der F.-Z.-Station mit Bomben besetzen sollten, um das Sprengkommando vor den Angriffen der russischen Besatzung von Runö zu schützen. Aber am 13. Juni wurde nichts aus dem Unternehmen, da russische Zerstörer bei Runö lagen. Freilich haben wir die Zerstörer derartig angenommen, daß der eine in Klartert seinen Hilferuf, er würde von deutschen Seeflugzeugen gejagt und wisse sich nicht mehr zu helfen, in den Äther funkte. Die Bomben, die nicht für ihn Verwendung fanden, da er ausgerissen war, wurden auf die F.-Z.-Station abgeworfen.



Schuppen auf
Runö vor der
Sprengung

*Schuppen auf
Runö
während der
Sprengung*



*Schuppen auf
Runö nach der
Sprengung*

Die Energie unseres Stationsleiters ließ nur einen Tag verstreichen, bis wir wieder auf dem Fluge nach Runö waren, der völlig befehlsgemäß durchgeführt wurde. Die Bilder zeigen das saubere Resultat der Unternehmung. Aber die Besetzung von Runö blieb nach wie vor ein Wunschtraum.

Da kam die Riga-Desel-Unternehmung, und Kapitänleutnant Bertholdt wurde als Kofl (Kommandeur der Flieger auf der Flotte) abkommandiert und ich Leiter der Seeflugstation Angernsee. Bei einer Sitzung der Seeflugstationsleiter in Windau mit dem Kofl fragte ich ihn am Schluß, ob er mir nun die Runö-Unternehmung genehmigte. Er antwortete, daß ich, wenn die andern der Seeflugstation Angernsee übertragenen Aufgaben gebührend erfüllt würden, für Runö freie Hand hätte. Inzwischen hatte sich das Wunschbild so fest in die militärische Wirklichkeit eingenistet, daß diese jetzt seine Erfüllung forderte. Denn bei dem rasenden Tempo, in dem die Eroberung Desels sich vollzog, fiel die Aufgabe fort, über Desel aufzuklären, und wir mußten von Angernsee bis zum Meensund fliegen.



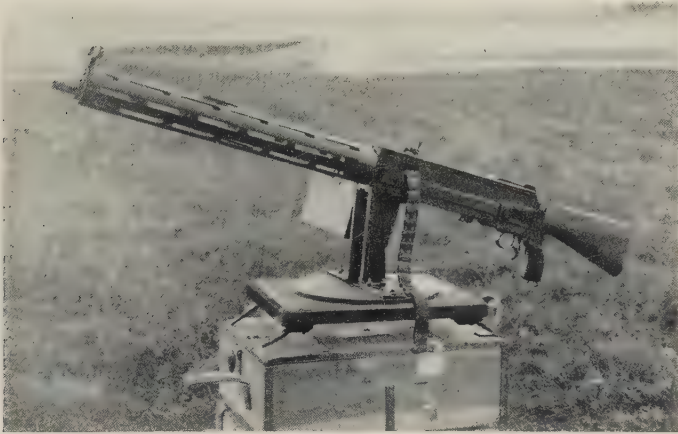
Die brennende F.-T.-Station auf Runö

Das erforderte mehr Brennstoff, als unsere Flugzeuge fassen konnten. Deshalb war die Schaffung eines Stützpunktes eine militärische Notwendigkeit geworden. Hierfür kam nur Runö in Frage, und so gingen Wunsch und Notwendigkeit eine glückliche Ehe miteinander ein.



Die deutschen Seeflieger nach ihrer Rückkehr in der Seeflugstation Angernsee

Die Vorbereitung und Ausführung der Unternehmung übertrug ich einem jungen Offizier, Leutnant zur See Böhmer, der mit Feuereifer an diese ja auch militärisch ungewöhnlich lockende Aufgabe heranging. Alles wurde bis ins letzte gründlich durchdacht und vorbereitet, damit die Unternehmung auch bei der damals



*L. M. G. auf
Holzschlitten*

noch mit Sicherheit zu erwartenden russischen Gegenwehr erfolgreich durchgeführt werden könnte. Die beiden großen Torpedomaschinen der Seeflugstation wurden zum Transport der Landungsmannschaft (1 Offizier, 16 Mann) bestimmt, die mit Karabinern und einem Flugzeugmaschinengewehr, das wir auf einen Holzschlitten montierten, ausgerüstet wurde. Obgleich sie wie die Heringe in die Kisten gepackt wurden, waren alle mit Begeisterung bei der Sache. Die ganze Insel wurde von unserm Reihenbildner noch einmal aufgenommen, auf den Flugbildern die Anmarschwege genau festgelegt und die Rollen verteilt für

Landungsmannschaft und ihren Schutz durch die andern Flugzeuge.

Am 13. Oktober vor zwanzig Jahren startete die Unternehmung. Alles klappte — nur die Russen waren nicht mehr da. Nach Aussage der Runöer Fischer waren die letzten russischen



Leutnant z. See B. mit erbeutetem russischem Geschütz

Soldaten am Abend vorher von einem russischen Zerstörer abgeholt worden, unter Zurücklassung eines kleinkalibrigen Geschützes. So konnten kriegerische Vorbeeren leider nicht erworben werden, aber das störte schließlich doch nicht die Freude an diesem Husarenstück der Luft.

Die Runöer Fischer nahmen unsere Leute mit Begeiste-

rung auf, die noch dadurch stieg, daß wir ihnen, die seit Jahren ohne ärztliche Versorgung waren, unsern Stationsarzt herüberfliegen ließen, der ihnen alle mögliche Hilfe angedeihen ließ. Die Begeisterung wurde auch nicht dadurch gedämpft, daß sie alle ihre Flinten abliefern mußten, die ich nach Angernsee überführen ließ. Es waren zum großen Teil alte Steinschloßflinten, zum Teil wertvolle Stücke, deren Primitivität die Schießkunst der Runöer noch in besonders helles Licht stellte. Es

wurde ihnen schwer, sich von ihren Waffen zu trennen, die sie für die Seehundjagd und ihren Lebensunterhalt brauchten. Aber es half ja nichts: sie standen unter militärischer Besatzung, die ihnen zahlenmäßig völlig unterlegen war. Es blieben nur ein paar Matrosen dort, die den durch Flugzeuge hinübertransportierten Brennstoff und Provorrat zu betreuen hatten und die bis zum Ende in herzlichem Einvernehmen mit der Runöer Bevölkerung gelebt haben.

Ein uralter Fischer gab mit Tränen in den Augen seine schöne alte Steinschloßflinte mit reichem Inlarsenschnuck ab und bat nur, wenn er sie nun doch abgeben müsse, sie an Hindenburg als sein Geschenk für



Runöer Fischer mit deutschen Offizieren und Mannschaften



Runöer Fischer mit der deutschen Besatzung



Dorfstraße in Runö

den großen Feldmarschall zu übersenden. Ich habe der Bitte willfahrt und mit einem formgerechten Dienstschreiben diese Gabe des alten Runöer Fischers an den Generalfeldmarschall gesandt. In der stillen Hoffnung, eine Antwort zu bekommen, ähnlich wie manche Offiziere in Kurland einen streng geschützten Elch nur darum geschossen haben sollen, weil sie hofften, auf diese Weise persönlich vor den Feldmarschall zu kommen, da er sich die Abhandlung solcher Jagdfrevels persönlich vorbehalten hatte. Aber eine Antwort ist nie gekommen, die man dem alten Fischer hätte übermitteln können. Man hatte oben wohl mehr zu tun, als psychologische Imponderabilien zu beachten, die von fast unberechenbarer segensreicher Auswirkung hätten sein können.



Die alte Holzkirche auf Runö



Windmühlen
auf Runö

Das also war die Eroberung oder vielmehr die Besetzung von Runö. Wir waren sehr stolz, als sie im Heeresbericht ihre Erwähnung fand und freundliche Telegramme von den verschiedensten hohen Kommandostellen, darunter auch vom Prinzen Heinrich, einliefen. Denn wir waren die ersten gewesen, die überhaupt in der ganzen Kriegsgeschichte eine feindliche Insel durch Flugzeuge in Besitz genommen hatten. Der zweite Fall, die Besetzung der Insel Abro durch deutsche Seeflugzeuge, klappte nach, und Gabriele d'Annunzio dachte damals sicher noch nicht an die Eroberung Fiumes auf dem Luftwege. (Diese historische Erstmaligkeit: Besetzung von feindlichem Gebiet lediglich durch Flieger bescheinigt uns auch der Stabschef der Landungstruppen, General a. D. Erich von Tschischwitz, in seinem Buch „Blaujacken und Feldgrau gegen Desel“.) Und die „prieurs“ sind nun einmal im Frieden wie im Kriege, auf Bergen und Inseln und sonstwo von höchstem Reiz für den Mann.



Brautpaar auf Runö

R u n d s c h a u

Wille zum Frieden. Die gemeinsame große Friedenskundgebung der Führer des italienischen und des deutschen Volkes am 28. September in Berlin, die frühere Reden der beiden Staatsmänner — vor allem auch die Schlußrede des Führers auf dem Nürnberger Parteitag — eindringlich unterstrich, ist in der ganzen Welt nicht ohne Wirkung geblieben. Sie ist in hohem Grade geeignet, eine weitere Entspannung in Europa einzuleiten, wenn man ihr in den andern Ländern den Glauben schenkt, den sie verdient. Durch die Konferenz in Nyon, die in ihren Entschlüssen eine scharfe Antwort Englands und Frankreichs auf Mussolinis Rede in Palermo bedeutete, war zunächst eine empfindliche Versteifung der europäischen Lage eingetreten, da es zunächst einmal schien, als sollte Italien von der Wahrnehmung seiner ihm lebenswichtigen Interessen im Mittelmeer ausgeschlossen werden. Die Reden des sowjetrussischen Vertreters trugen bewußt das ihrige bei, um Gift in offene Wunden zu gießen. Aber auch diese Provokation hat den italienischen Regierungschef nicht von der Verfolgung einer realpolitischen Linie abbringen können. Solche realpolitischen Überlegungen veranlaßten auch England und Frankreich, die es anfangs auch auf einen offenen Konflikt mit Italien ankommen lassen zu wollen schienen, durch schnell angeknüpfte Verhandlungen die Möglichkeit einer Beteiligung Italiens an der Mittelmeerkontrolle zu schaffen. Der Völkerbund hat in bekannter Weise in schreiendem Gegensatz zu den Regierungen der Tat sich mit Reden begnügt bei der Behandlung der brennendsten Fragen wie der spanischen, und des schweren Konflikts im Fernen Osten. Es sei aber verzeichnet, daß sowohl der englische wie der französische Vertreter die von Sowjetrußland und Barcelona versuchten Provokationen zum mindesten mit Reden zu dämpfen sich bemühten. Ungelöst ist nach wie vor die Frage der freiwilligen Mitkämpfer in Spanien, und vorläufig ist von keiner Seite ein Vorschlag gemacht, der diesen Herd ständig drohender neuer Konflikte zum Erlöschen bringen könnte. Wenn wirklich in der Welt überall ein ehrlicher Friedenswille vorhanden wäre, sollte auch der Weg zur Vereinigung dieses schwierigen Problems unschwer zu finden sein. Europa hat doch wirklich alle Veranlassung, im eigenen Hause den Frieden zu sichern, denn die Entwicklung im Fernen Osten zeigt, daß jeden Tag europäische Interessen so empfindlich berührt werden, daß ein Eingreifen europäischer Mächte von heute auf morgen zur Notwendigkeit werden kann. Es darf nicht übersehen werden, daß der Ton in der englischen und nordamerikanischen Presse gegen Japan wegen der Miegerränge auf Nanking und der schweren Leiden der chinesischen Zivilbevölkerung sich so verschärft hat, daß die englische Regierung wie die der Vereinigten Staaten die Unterstützung der Öffentlichkeit auch für sehr schwerwiegende Entschlüsse finden könnten. Hinzukommt, daß der militärische Widerstand der Chinesen sich als stärker erweist, als auch die Freunde Chinas in der ganzen Welt angenommen haben. Ein im Friedenswillen einiges Europa könnte auch die aus dem Fernen Osten drohenden Gefahren kriegerischer Entwicklungen in der gesamten Welt mit starker Erfolgsaussicht beschwören.

Thomas Garrigue Masaryk. Am 14. September ist im Alter von 87 Jahren Thomas Masaryk, der Gründer und erste Präsident der Tschechoslowakei, gestorben. Seine Persönlichkeit hat erst im geschichtlichen Abstand vom Kriegsende feste Umrisse erhalten, vor allem im deutschen Volke, zu dessen heftigsten Gegnern er 1915–18 zählte. Indem er nicht aufhörte, seine Handlungsweise zu begründen und die Zeit von damals wie ihre Tatsachen zu deuten, mag er bis heute manchen nicht überzeugt haben, aber die Zwangsläufigkeit seines Handelns ist durch die Auflockerung der Geschichtsbetrachtung überhaupt und derjenigen der Sudetenländer im besonderen vielen von uns verständlich geworden. Jeder Illusion abhold, hat Masaryk die machtpolitische Begründung des böhmischen Staatsrechtes abgelehnt, aber die Unabhängigkeit der böhmischen Länder verwirklicht und um die slowakischen Gebiete erweitert, als ihm kein anderer Ausweg offen schien, den Bestand seines Volkes zu retten, selbst unter Preisgabe des alten Staates, um dessen Reform und Umbau er so leidenschaftlich gekämpft hatte. Masaryks Leben und damit auch das Leben seiner Familie war hart. Sein starker, asketischer Geist kannte keine Konzessionen an die Bürgerlichkeit; der Feuertod des Hus, dem er ein feinsinniges Buch widmete, war sein Leitstern. Aus dieser Quelle stammte sein Kampf gegen Unverstand und Unmoral wie sein Streben nach Wahrheit und Klarheit. Als Knabe zerfällt er mit der katholischen Kirche, ohne seine tiefe Religiosität zu verlieren, als Jüngling analysiert er soziologisch den Selbstmord und gerät in Konflikt mit der Gesellschaft, als junger Dozent sagt er den sog. Handschriften, den Götzenbildern der Nation, den Kampf an und ruht nicht eher, bis er — als ein damals Geächteter der Nation — deren Fälschung erwiesen hat, als Reichsratsabgeordneter legt er zweimal sein Mandat nieder, weil er die tschechische Politik in Wien mißbilligt und ihr neue geistige Grundlagen in ungebundener Freiheit erstreiten will, und als 65jähriger wendet er als unverföhnlicher Revolutionär dem Staate den Rücken, an dessen Gerechtigkeit und Zukunft er nicht mehr glaubt.

Die öffentliche Wirksamkeit Masaryks baut sich in zwei weiten Bereichen auf: in der Professur und in der Politik. Masaryk wird nicht Professor, um lediglich gelehrte Bücher zu schreiben, sondern um aus einem reichen Wissen und inneren Zwang Lehrer zu sein. Er will einer werdenden Generation den geistigen und sozialen Aufstieg erleichtern und ihr die Lebensweisheiten erschließen, wobei dieser ideale Lehrer an seinen Schülern die Schmerzen einer Zeit beobachtet, die er für eine schwere Krise der Gesellschaft und der Moral hält. Was schert ihn sein enger Lehrauftrag für Philosophie, er will die Lehre des Lebens selbst begreifen und vermitteln und danach handeln und handeln lassen. Für ihn gibt es keine Spekulation mit einer doppelten Sittlichkeit, „eine Handlung ist gut oder böse, ein anderes gibt es nicht“. Diese Auffassung wissenschaftlicher Lehrtätigkeit bedingt, daß Masaryk mehr Soziologe als Philosoph ist. Er ist der ehrlichste und unnachsichtigste Kritiker der Zeitverhältnisse, vor allem der sozialen, und weiß den sozialen Aufstiegsdrang als eine kulturelle Evolution zu deuten. Schon frühzeitig ein Gegner des Marxismus, bedeutet ihm die soziale Frage, „die Köpfe und Herzen aller warm machen und die Selbstliebe unterdrücken“. Das soziale

Problem ist keine Sache der Arbeiter allein, sondern es ist eine Pflicht der Gesamtheit, es zu lösen. Von der sozialen Seite her kam er zu den Idealen der Humanität, deren Echtheit in der politischen Ebene ihm strittig gemacht wurde. Politisch gesehen sind seine Ideale mit der Wirklichkeit in Widerspruch geraten, menschlich sind sie ihm unveräußerlich geblieben, wenigstens für eine abgeklärtere Zukunft. Und ebenso war ihm die Demokratie die ideale Form der Nächstenliebe. Ihm mißfielen die Formen der praktischen Demokratie, er verlangte ein Reifen und Vervollkommen, das ihm von Selbstzucht und allgemeiner Moral abhängig erschien. Auch in der Politik war Masaryk in erster Linie Lehrer der Nation. Deshalb reichte er sich nur schwer in die Formen und Formeln parteipolitischer Taktik und Vorsicht ein. Er handelte auf eigene Faust und erzwang sich eine Geltung als glänzender Redner und scharfer Denker. Er war schon fast ein Siebziger, als er Oberhaupt des Staates wurde, den er gegründet hatte. Er ist auch dann sich selbst treu geblieben, aber gerade deshalb wurde er ein Einsamer, nicht bloß, weil er alt geworden war, sondern weil ihm die Verfassung enge Grenzen zog. Die alten Freunde gingen dahin, und neue fand er nicht, obgleich er sie suchte. Man sprach von einer Masarykschen Generation, diese aber ging andere Wege, als er wünschte. Nur Dr. Beneš war sein Vertrauensträger, vielleicht mehr, weil er Erfolg hatte, als weil er seine Tradition in allem übernahm. Masaryk blieb im Amte, bis Beneš sein Nachfolger werden konnte, dann vollzog er einen heroischen Abgang, ohne mehr die Kraft zu haben, seinen letzten politischen Willen niederlegen zu können.

Masaryks Verhältnis zum Deutschtum war sozial und realistisch bestimmt: er trug mit sich die Demütigungen seines dienenden Vaters vor einer Herrenklasse, die nur der Sprache nach deutsch war, und sein Aufstieg blieb der ewige Drang nach Emanzipation vom deutschen Druck der Umgebung, nicht aus Haß, sondern aus Sucht nach innerer und äußerer Freiheit. So nahe er der deutschen Assimilation gekommen war, so unabhängig und ebenbürtig wollte er sich und sein Volk gegen die deutsche Kultur stellen. Das bedeutete bei Masaryk keinen nationalistischen Dünkel, sondern ein Bedürfnis des nationalen Seins und Bestehens. In der Jugend erfüllt mit dem deutschen Gedankengut, ergänzte er sein Wissen vornehmlich aus der englischen und russischen Kultur und schuf seine Weltanschauung aus allem Guten und Schönen, das er in aphoristisch-strengen Sätzen in die für sein Volk brauchbarste Form goß. Seine Strenge war für viele zu hart, seine Logik unangenehm, seine ethische Praxis zu anspruchsvoll, seine politischen Folgerungen zu wenig nationalistisch. Dennoch hinterläßt er ein großes sittliches Erbe. Wird es behütet werden? Ganz froh ist er selbst seines eigenen politischen Werkes nicht geworden. Er sah die vielen Gefahren für die Zukunft, die aus der inneren Entwicklung im Staate entstehen, er war der Warner und Mahner. Auch hier hinterläßt er ein reiches Erbe. Wer wird es verwalten in seinem Geiste?

Auslanddeutsche Tagungen. In einer tschechischen Propagandaschrift wurde jüngst in einem fingierten Gespräch zwischen einem Ausländer und einem

Tschechen der Versuch unternommen, die Lage der Sudetendeutschen als befriedigend hinzustellen, die Minderheitenpolitik der Tschechoslowakei zu rühmen, also die sudetendeutschen Grundforderungen als unberechtigt zu erweisen. Nur den völlig Uneingeweihten konnte die Methode täuschen, die darauf beruhte, die klaren Tatbestände, daß die sudetendeutsche Volksgruppe auf allen Lebensgebieten in der Tschechoslowakei zurückgesetzt ist, einfach zu verschweigen und dafür den ebenso klaren Tatbestand, daß einer Volksgruppe von rund dreieinhalb Millionen nicht gut alle eigenen Schulen wegzunehmen sind oder der Gebrauch der Muttersprache verboten werden kann, als Vorbild hinzustellen. Diese Methode war kennzeichnend dafür, wie überall dort, wo bodenständiges deutsches Volkstum innerhalb fremder Staatlichkeit siedelt, von dem Wesentlichen, eben der Minderberechtigung der deutschen Mitbürger, abgelenkt und so getan wird, als ob die selbstverständliche Teilnahme des deutschen Reichsvolkes am Schicksal seiner Volksgenossen draußen unberechtigt sei und anderen, „pangermanischen“ oder imperialen Zielen diene.

Dabei hat diese Teilnahme, in Widerlegung der deutschfeindlichen Propaganda, längst ihre festen Formen gewonnen, wie sie in den großen Volkstumskörperschaften des Reiches zum Ausdruck kommen. Die Tagung des Deutschen Auslands-Instituts in Stuttgart legte davon ebenso Zeugnis ab wie der vom Volksbund für das Deutschtum im Ausland veranstaltete Tag des deutschen Volkstums. Genau so wie die deutschen Volksgruppen selbst ihre Treue zum eigenen Volk durchaus mit loyaler Pflichterfüllung ihrem Staate gegenüber zu verbinden wissen, tritt das deutsche Volk im Reiche für die Erhaltung seiner auslanddeutschen Volksgenossen ein, wie sie, sei es in den Minderheitenverträgen, sei es in den Verfassungen der betreffenden Staaten, gewährleistet ist. Und hier wie dort ist nirgends davon die Rede, daß die Assimilierung fremden Volkstums Gesetz und Recht sei. Die Stuttgarter Tagung, die zugleich auf das zwanzigjährige Bestehen des Auslands-Institutes hinwies, ließ in ihrem Verlauf erkennen, wie sehr gerade wir Deutschen die Volkstumsverbundenheit über die politischen Grenzen hinweg unter dem Gesichtspunkt des Friedens und der Befriedung sehen, wie sehr wir bemüht sind, die allgültige Anerkennung volksrechtlicher Grundsätze als eine natürliche Voraussetzung für die guten Beziehungen zwischen den Völkern und Staaten hinzustellen. Und wo diese geistige und praktische Arbeit, über die die Tagung umfassenden Aufschluß gab, angefeindet wird, da handelt es sich eben um die Methode, die wir am Beispiel der Tschechoslowakei darlegten. Dies Beispiel könnte ja beliebig durch jedes andere ersetzt werden. Würden die fremden Staaten und Völker nicht die Assimilierung ihrer deutschen Volksgruppen versuchen, sie brauchten sich vor der deutschen Volkstumsarbeit nicht zu fürchten. Denn diese wendet sich nach wie vor ausschließlich gegen das Unrecht der gewaltsamen Überfremdung.

Wie sehr aber die deutschfeindliche Propaganda noch immer die Begriffe zu verwirren sucht, das zeigte sich auch an den Tönen, die die Reichstagung der Auslandsorganisation der NSDAP. in Stuttgart begleiteten. Jedermann im Reiche und draußen in der Welt weiß im Grunde, daß auf den Tagungen der Auslands-

organisation lediglich die Reichsbürger, die im Auslande leben, zusammenzukommen pflegen, es sich also um eine reichsdeutsche Tagung und nicht um eine Volksgruppentagung handelt. Dennoch waren die Auslandsberichte über diese Tagung der Reichsdeutschen aus dem Auslande, die sich naturgemäß in den Rhythmus des neuen Deutschland einfügte, vielfach in höchstem Maße irreführend, als ob die Einordnung der Reichsdeutschen aus dem Auslande in den reichsdeutschen Aufbau den politischen Bestand fremder Staaten und eine Beeinflussung der dort lebenden Deutschen mit fremder Staatsbürgerschaft voraussetzte. Aber auch in diesem Falle richtete sich die Methode selbst, zumal sie mit erfreulichem Nachdruck gerade auch von der Presse der bodenständigen deutschen Volksgruppen als Fälschung der wirklichen Gegebenheiten entlarvt wurde.

Nach dem Pariser Philosophenkongreß. Wenn man in den letzten Monaten die kulturellen Zeitschriften Frankreichs und die literarischen Teile französischer Zeitungen auch nur flüchtig durchblättert, wurde die Aufmerksamkeit immer wieder in dieser oder jener Form, durch Artikel, durch Bilder, durch geistreiche psychologische Umfragen auf den französischen Nationalphilosophen René Descartes und seinen jetzt dreihundertjährigen „Discours de la méthode“ gelenkt. Begleitmusik, sehr geschickte Begleitmusik zum 9. Internationalen Philosophenkongreß, der ja bekanntlich ebenfalls in so eindeutiger Weise unter dem Zeichen Descartes' stand, daß man ihn fast mehr als einen national-französischen denn als eigentlich internationalen Philosophenkongreß bezeichnen konnte. Die Tagung ist verrauscht; geblieben ist vor allem für diejenigen, die nicht das Glück und die Auserwähltheit persönlichen Teilnehmers genossen haben, ein fast pressmäßig rasch erschienener Tagungsbericht unter dem Titel „Travaux du 9. Congrès International de Philosophie“, den der Generalsekretär des Kongresses, Raymond Bayer, bearbeitet hat (Verlag: Hermann et Cie Editeurs. Paris, 6 Rue de la Sorbonne). Dieser Bericht enthält in zwölf Bänden den Wortlaut der mehr als dreihundert Referate, die auf der Tagung in den verschiedenen Sprachen (überwiegend freilich französisch) gehalten wurden. Ein Querschnitt durch die Philosophie der Gegenwart, den man aber nur richtig lesen und auswerten kann, wenn man ihn nicht so auf „Ergebnisse“ hin und gewissermaßen als Werk, sondern immer eingedenk des kurzen, improvisatorischen Charakters solcher Tagungsvorträge und Diskussionen liest, sich also durch den Umfang des Buches nicht über sein systematisches Gewicht täuschen läßt. Die deutsche Gegenwartsphilosophie — und auch das ist in den gleichzeitigen deutschen Pressekommentaren oft genug gesagt worden — hat auf dem Kongreß bei aller ihr entgegengebrachten Höflichkeit nicht die Rolle gespielt, welche sie faktisch im gegenwärtigen Denken der Welt einnimmt. Dies allerdings, wie wir bekennen müssen, nicht nur aus Schuld der anderen. Die eigene hervordrängende Nationalisierung unserer Philosophie hat vielfach auch die anderen und speziell die kleineren Völker in eine Nationalisierung ihres Denkens gedrängt, wodurch dann gelegentlich scheinbare Parallelismen herauskamen, welche innerlich doch zu wenig gerechtfertigt sind und letztlich demjenigen am meisten schaden, der den Gedanken der Selbstbeschrän-

lung zuerst in die Diskussion geworfen hat. Denn das muß vielleicht jetzt, nach einigem zeitlichen Abstände zum Kongreß einmal offen gesagt werden: von der großen, ewigen Idee der Weltphilosophie ist auf dieser an sich so glanzvoll verlaufenen Tagung wenig zu spüren gewesen. Kollektivdenken und Spezialdiskussion hatten trotz der Überhöhung, die die Person Descartes' erfuhr, so eindeutig das Übergewicht vor der großen Philosophenpersönlichkeit, daß schon hierdurch ein Abweichen vom echten Gesetz des Logos gegeben war. Hinzu kam dann, daß eben der Kongreß überwiegend von Völkern und Menschentypen besetzt war, welche nun einmal die letzte philosophische Begabung nicht hervorzubringen pflegen: Amerikaner, Engländer mit ihren Hemmungen des Pragmatismus, die Franzosen selber mit denen ihres Rationalismus, ganz zu schweigen von den kleineren Völkern, denen einfach noch die unerläßliche denkerische Tradition mangelt, oder den emigrierten Russen (Sowjet-Rußland war taktvollerweise vollkommen draußen gelassen worden), in deren gleichsam vorsokratischem Denken noch die unreinen Erb-, Blut- und Schicksalsbeimengungen allzu unaufgelöst auf der Oberfläche schwimmen. Interessant auch, wenn schon ein wenig grotesk die laute Rolle, welche Österreich und speziell die Wiener Positivistenschule philosophierender Physiker und Biologen bei der Diskussion über die „Einheit der Wissenschaft“ (man vermied hier das Wort Philosophie) spielten, was auf einem deutsch akzentuierten Philosophenkongreß wohl auch heute noch unmöglich gewesen wäre. Trotz dieser Einschränkungen muß aber der Kongreß insbesondere für die Teilnehmer selber mit seinen reichen, nicht fixierbaren Eindrücken subjektiver und lebendiger Art (die ja immer auf solchen Tagungen in einer gewissermaßen ironischen Reziprokation ihrer Tendenzen das Bleibende und tiefer Wirkende zu sein pflegen) um ebensoviel anregender und aufregender gewesen sein, als er rein äußerlich den Umfang und Inhalt seiner Vorgänger übertroffen hat, so daß man vielleicht am Schluß gesagt haben mag (ähnlich wie manche ausländischen Teilnehmer der letzten Olympiade), es kann hier im Extensiven keine weitere Steigerung mehr geben, und das Gebot für die Zukunft kann demnach nur lauten: Rückkehr und Erneuerung an der Idee der Philosophie.

„Existentiell.“ Wir fühlen an sich keine allzu große Neigung, uns auch einmal auf dem bequemsten und darum belausensten Felde alles Glossierens zu tummeln und vermeintliche oder wirkliche Mißbildungen der Sprache ans Licht zu holen. Gerät man hierbei doch zu leicht in die Gesellschaft jener eifertigen Verschönerungsfanatiker, welche den unsäglich lebensartigen Sprachkörper nach ähnlich grobem Schönheitsideale genormt haben möchten, wie sie im Leben selber am liebsten nur Menschen von einer bestimmten Größe und Gestalt, von bestimmter Nasen-, Haar-, Ohren- und Augenform gelten ließen. Der alte Irrtum jeglichen „abstrakten Idealismus“, daß das Licht die Finsternis, das Gute das Schlechte, der Wert den Unwert entbehren könnte und mußte, während doch umgekehrt erst die Mißbildung die rechte Bildung sichtbar macht, der Bucklige, der Zwerg und der Riese — um ein Beispiel zu nehmen — mittelbar die volle Schönheit der menschlichen Gestalt herauszuschattieren. Liegen in dieser Weise die

Verhältnisse schon im Leiblichen verwickelter, als es für eine einfältige Normierung wünschenswert ist, so gestattet die Sprache, als das Leben des Lebens noch weniger, daß mit ihr von denkschwachen Handwerkern „Gartenkunst“ getrieben wird. Die Sprache, die obendrein auch noch unter anderen Werten als dem der bloßen leicht eingängigen Schönheit, Klarheit oder Reinheit steht und Geistesbrücken in solche Bezirke der Wirklichkeit zu schlagen hat, die sich meilenweit von ihrer Naturbestimmung: dingliche Sachverhalte mitzuteilen, entfernt haben. Diese Einschränkungen richten sich freilich nur gegen das eifertige Beschneiden, gegen den abstrakten einseitigen Idealismus, keineswegs gegen das Ideal schlechthin, gegen die ständige vernünftige Überwachung und innere, gewissenmäßige Prüfung dessen, was wir denkend und sprechend tun. Die Sprache muß wachsen und muß streckenweise auch wild und unschön wachsen können, um erst einmal mit ihrer Lebenskraft lustige, d. h. begriffslose Räume zu überbrücken; sie muß aber nach ihrer „lebendigen Phase“ allerdings immer wieder dann, wenn der menschliche Geist gleichsam zum anderen Ufer hinübergeleitet ist, in vorsichtige, das Gewonnene nicht zerstörende Kontrolle genommen werden. Hierfür nun ein Beispiel aus der unmittelbaren Gegenwart.

Man kann sich wundern, daß die scharfäugigen Geier der Glosse, welche gerade heute die deutsche Sprache auf ihrer Lebenswanderung manchmal schon beklemmend sorgsam überwachen, jenes Wörtchen noch nicht entdeckt und zerrissen haben, das in den letzten Jahren mit der Geschwindigkeit und dem Umfange einer ansteckenden Krankheit in den Gehirnen Platz gewonnen hat. Freilich nur in solchen Gehirnen, die sowieso ein wenig unter Idiosynkrasien des Denkens und Sprechens leiden, die aber doch zahlen- und wirkungsmäßig eine recht erhebliche Rolle spielen. Wir meinen das Wörtchen: existentiell. Ein Fachwort, Kunstwort und Fremdwort, dessen gegenwärtiger Sinn aus keiner bloßen Wortübersetzung zu verstehen wäre, welches aber doch mit Blut und Sinn zur Zeit so prall angeschwemmt ist, daß seine plötzliche operative Fortnahme im Augenblick in vielen Gehirnen lange nachwirkende Kreislaufstörungen hervorrufen würde. Was heißt es zum Beispiel, wenn gesagt wird: „Kant ist ein denkender, Goethe ein existentieller Typus“, oder „Jeremias Gotthelf . . . ganz und gar existentiell, tief eingebunden ins Volksdasein . . .“ Man muß einen Seitenstrom des neueren philosophischen Denkens, der von Kierkegaard zu Heidegger, Jaspers und Heidegger, also zu der sogenannten „Existenzphilosophie“ führt, überblicken, wenn man dem gegenwärtigen Begriff „existentiell“ auf die Spur kommen will. Dabei hat sich aber das Wort inzwischen schon so weit vom Baume seiner Herkunft gelöst, daß es weit über die Begriffssprache der Philosophie hinaus in breite Gebiete der Geisteswissenschaften (Psychologie, Geschichte, Literaturwissenschaft, Kunstwissenschaft) eingedrungen ist und von ihnen aus sogar schon die altertümliche Patina des Fachterminus abgeschliffen und sich unter die blinkenden Münzen der allgemeinen Bildungssprache gemengt hat. Dies aber eben immer mit einer etwas schwierigen Ferne, mit einem Rest des Unverstandenen und Halbverstandenen, wie er freilich auch den gefährlichen Reiz seiner gehäuften Anwendung ausmacht. Wir wollen nun das Wort und den immerhin sehr sinnhaltigen Begriff, der heute hinter ihm steht, beileibe

nicht schlachten; wir haben vielmehr gerade umgekehrt Besorgnis, daß ein ruhmloses Ende für ihn eher aus seinem heutigen bedenklich reichen Gebrauch erwachsen könnte. Existenz, zu deutsch ursprünglich Dasein, heute aber mit besonderen metaphysischen oder doch irrationalen Akzenten belastet (Dasein im Unterschied vom bloßen Sein, menschlich-geistiges Sein in „Sorge“, Angst und „Geworfenheit“ im Gegensatz zum tierischen, einfachen Vorhandensein, ohne Existenzbewußtsein), ist in der heute geprägten Form gewissermaßen eine begriffliche Festung, eine Schale und Kapsel gegen weiteres, auflösendes Denken geworden. Fragt sich eben nur, wieweit sich das künftige Denken jenes Grenzziehen um geheiligte, dem Zergliedern entzogene Bezirke gefallen lassen wird; und vor allem dann gefallen lassen wird, wenn das mit diesem Begriff gehütete „Heiligtum“ andererseits bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit allzu rasch als tabu bei der Hand ist und den Respekt, nicht weiter in Frage gestellt zu werden, erheischt. Zusammenfassend gesagt: wir möchten lediglich warnen, nicht angreifen, wir möchten die höhere objektive Begriffssprache keineswegs „vereinfacht“, sondern nur mit ebenfalls erhöhter subjektiver Nachdenklichkeit parallelisiert wissen.

Reiseandenken. Große Reisende früherer Zeiten kannten den Begriff des Reiseandenkens nicht. Jedenfalls bewegte sie niemals der Gedanke des Einkaufes solcher Dinge, die den Heimkehrer selbst oder die Zuhausegebliebenen in Stunden der Erinnerung lebhaft an eine ferne Wirklichkeit gemahnen sollten. Ein forschender Spaziergänger hob vielleicht an einer fernen Küste einen Stein auf, den er in die Tasche steckte, ein anderer Wanderer nahm das Blatt eines Baumes mit, unter dem er im Anblick einer mit Sehnsucht erwarteten Stadt geruht, ja ein Mann wie Goethe skizzierte Landschaften, die ihm etwas zu sagen hatten, behutsam in ein Büchlein, das er später freigebig mit freundlicher Widmung verschenkte. Das persönliche Erlebnis gab unscheinbaren Dingen den beseeelten Wert, der sie für lange Zeit ihren Besitzern kostbar sein ließ. Das Reiseandeken als solches dürfte eine der tausend abscheulichen Nachgeburten des Industrialismus sein. Der eine oder andere reisefreudige Freund wird vielleicht bis heute, obwohl er die halbe Welt kennt und Jahr für Jahr in seiner kurzen Ferienzeit unterwegs ist, um noch mehr von ihr zu sehen, nicht wissen, was Reiseandenken sind. Ihn muß man hinweisen auf jene Likörservice aus gepreßtem Schund, die in Totenkopfform in Heidelbergs Straßen den Passanten nach der Rückkehr an die Stadt der deutschen Romantik erinnern sollen, auf jene gräßlichen Pfeifen- und Zigarrenspitzen mit Teufelsgrimassen, die am Pordoy-Joch in den Dolomiten dem Schweifenden ins Auto getragen werden, auf jene Rettungsringe, die längs der Küste Städteansichten umranken, auf die Kuh mit dem Abziehbild von Schloß Lichtenstein und andere Kulturgreuel. Ja, dessen nicht genug, noch immer gibt es das W. C. mit einer ganzen Batterie Nachtgeschirre, die als Salz-, Pfeffer- und Senfreservoir den Eßtiisch schmücken. Dinge dieser Art gedeihen in der stets gleichen und übel billigen Ausfuhrung in der ganzen Welt. Je nach dem Verkaufsort tragen sie in weißer

Lackinschrift einen anderen Namen als Reise-Promemoria auf ihrem Leib. Eine großartige Versammlung dieser Reiseandenken kann man in einer pädagogisch gemeinten Ausstellung des Deutschen Werkbundes und des Landesgewerbemuseums in Stuttgart einsehen, die hier dem guten und heimatgebundenen Reiseandenken gegenübergestellt sind. Der negative Teil der Schau wirkt nur wie ein kleiner Ausschnitt aus dem im gleichen Hause beheimateten, nicht so zartfühlend vorgehenden Ritschmuseum, der positive Teil ist mehr ein Demonstrativversuch als ein Beweis dafür, daß es das gute Reiseandenken gebe. Nicht alle ausgestellten Gegenstände erfüllen die Forderung, die an jedes Reiseandenken gestellt werden müßte, nämlich daß es in Material und Arbeit aus dem Bezirke stamme, indem es verkauft wird. Das wirkliche Reiseandenken muß die Gegend, ihren Charakter, den ihrer Bevölkerung, Geruch und Klima dieses Bodens, dem es entwachsen ist, in einer stillen und noblen Weise reflektieren, sonst ist und bleibt es eben ein an x -beliebigen Orten käuflicher Gegenstand. Gewiß hat diese Stuttgarter Schau ihre erzieherischen Werte. Sie leistet notwendige Aufklärungsarbeit. Sie macht dem irregeleiteten Geschmack vieler vielleicht begreiflich, daß Vertikow, Kommode und gute Stube keine Abladeplätze für lackierten Müll sein sollen.

Aber ist die Frage nach dem Reiseandenken nicht überhaupt problematisch? Das wahre „An-Denken“ müßte schließlich im Herzen des Reisenden sich einnisten können. Es müßte . . . Doch läßt sich diese Möglichkeit bezweifeln, wenn man an Laurence Sternes kluge Klassifikation der Reisenden seiner Zeit denkt. „ . . . so nenne ich diese Herren: simple Reisende. Dergestalt kann man den ganzen Zirkel von Reisenden unter folgende wenige Rubriken bringen: Müßige Reisende, Neugierige Reisende, Lügende Reisende, Aufgeblasene Reisende, Eitle Reisende, Milzfüchtige Reisende. Dann folgen die Reisenden aus Notwendigkeit: der seiner Sündenschuld wegen Reisende, der unglückliche und unschuldige Reisende, der simple Reisende. Und ganz zuletzt — wenn Sie's nicht übelnehmen wollen! — der empfindsame Reisende . . .“ Dieser dürfte der einzige Reisende sein, der keinen „Bedarf in Reiseandenken“ zu stillen hat.

Die barocke Kerze

Novelle

Als Friedbert Johannsen im Sommer vor zwei Jahren wieder nach Aurisbrunn kam, wo er die heißen Wochen eines jeden Jahres zu verbringen pflegte, hatten die Leute in dem einsamen Dorf Anlaß zu billigem Gerede, weil in Johannsens Begleitung eine Frau ging, die jeder für seine Tochter hätte halten mögen, wenn er nicht selbst bei erster Gelegenheit das Geheimnis des Klatsches durchbrochen und die Begleiterin als seine Frau vorgestellt hätte.

Reichlich spät also hatte er an sich selbst gedacht, vielleicht bestimmt von jenem Menschenüberdruß, der einen Mann wohl überkommt im Leben, wenn nichts als ewig anderer Menschen Schuld vor ihm zu Stapeln geschichtet und von ihm ewig nur die harte Forderung nach Verdammnis erwartet wird, sonst gar nichts, kein Wort der Liebe und nie eine Geste des Verzeihens.

Generalstaatsanwalt Johannsen ging steif, nur über den Schultern den starren Hals ein wenig gebeugt, als würde das grau werdende Haar sonst die Gewölbedecke streifen, neben Frau Sommer durch den Fleß des Sommerhofes, ein Knecht grüßte ihn, eine Magd wich ihm aus, die Sommerin trappte neben ihm die ausgetretene Treppe hinauf und klinkte mit mächtiger Hand die Türen zu den drei Zimmern auf: „Herr Johannsen, Sie sehen, daß alles so geblieben ist, wie es immer war. Und von den Schnaken werden Sie auch nicht mehr geplagt werden.“

„Danke!“ sagte der Gast und schob die Koffer durch die Türöffnungen.

„Es wird Ihnen hoffentlich wieder gut gefallen“, meinte die Sommerin mit einem Kopfnicken, „Ihnen und — Ihrer — Ihrer — —“

„Meiner Frau? Natürlich wird es meiner Frau auch gefallen. Sie hat sich schon lange auf Aurisbrunn gefreut, und bei Ihnen wird sie gut aufgehoben sein.“

„Ihre Frau ist das, Herr Johannsen? Das ist schön. Das ist hübsch von Ihnen. Und ich hatte schon gedacht, Sie hätten Ihre — Ihre junge Schwester mitgebracht. Das ist aber nun wirklich schön von Ihnen, Herr Johannsen.“

„Daß ich geheiratet habe?“

„Nein. Daß Sie auch jetzt, mit Ihrer Frau, noch zu uns kommen.“ Damit gab Frau Sommer, die bisher beinahe unfreundlich ihre etwas behäbige Körperfülle zwischen den Sommergast und seine Begleiterin geschoben hatte, den Platz an Johannsens Seite frei, und über das Gesicht des Mannes glitt ein verstehendes Lächeln, weil er die Rechtlichkeit der Bäuerin achtete, die sich mit dieser jungen Begleitung so wenig einverstanden gezeigt hatte.

Dieses Lächeln streifte alles Formvolle ab, die Starrheit des großen Mannes wich, als die Tür sich hinter ihnen beiden geschlossen hatte, einer eigenartigen Weichheit, und Friedbert Johannsen löste, über das Gepäck gebeugt, die Riemenverschnürungen und Verschlüsse, so daß alles in weicher Fülle aus den Koffern

strömen konnte, was ihm und Gertrud gehörte. Wie ein übermütiger Junge, der die Tasche für die Ferienzeit packt, sah er am Boden und kramte wirr und wüst durcheinander die Unmenge schöner Dinge aus, die nun diese Zimmer eines Bauernhauses füllen und anders beleben sollten, als es ihr Zweck war. Gertrud kniete an seiner Seite nieder und schuf wieder einige Ordnung in dem wirren Durcheinander, sie erzählte plaudernd von all dem, was ihren kleinen Lebenskreis füllte, und als Friedbert sie mit leichter Hand faßte, um sie neben sich zu haben, ganz eng neben sich, wo in ihm die Jungenfröhlichkeit erwacht war, da ließ sie den Druck seiner Hand willig über sich ergehen und lehnte sich an seine Knie, den Kopf zurücklegend, um in des Mannes kluges Gesicht zu schauen, das im Lachen der Liebe jeden harten Zug verlor.

„Bis zum Abend können wir doch nicht so am Boden kauern bleiben, kleine Gertrud?“

„Doch. Schau dir den Streifen Wald durch das Fenster an und bleib! Mir genügt es jetzt, den Wald von da aus zu sehen und zu spüren, daß es überhaupt noch irgendwo auf der Welt soviel Stille gibt.“

„Morgen werden wir zum Wald hinübergehen, und am Abend zur Mühle, wo sie Most ausschenken.“

„Most trinke ich nicht sehr gerne.“

„Das haben schon andere Leute gesagt, ehe sie ein erstes Mal trunken vom Most und vom Lachen aus der Mühle heimgegangen sind. — So! Und jetzt ist Schluss mit der Faulheit!“

Damit nahm er das leichte Menschenkind vom Boden auf, und als Gertrud sich starr machte, stellte er sie wie den eben geleerten Koffer in die Ecke zwischen Schrank und Fensterwand. So freilich konnte das nicht weitergehen mit Kleinkinderspässen und dem Getändel der Verliebtheit, darum begannen sie beide die wundervolle Unordnung auf dem Boden des Zimmers zu lösen und jedes Stück an einem guten Platz unterzubringen in dem häuerlich geschnitzten Schrank, aus dem ein Geruch von Wolle, altem Holz und Scheuermitteln in das Zimmer fiel. Gertrud aber war glücklich über Friedbert, der wie ein Kind sich eines jeden Spieles freuen und über jede ihrer frohen Thorheiten lachen konnte.

Im leichten hellen Anzug, eine Toppe übergehängt, damit doch etwas noch von städtischer Form gewahrt blieb, ging Herr Johannsen um die Zeit des Abendläutens die Dorfstraße hinunter, nicht mehr allein wie in all den Jahren bisher, so daß er sehr wohl die neugierigen Blicke verstand, die mit ihm gingen auf jedem Weg. Frau Gommer aber hatte zuvor schon alles, was sie wußte, und noch mehr unter die Leute gebracht, damit man nicht am Ende zwieedeutig über sie und ihr Haus redete. Gern und liebenswürdig bot man von allen Seiten Gruß und Dank, denn der Herr Johannsen, wenn er auch einen nicht jedem sympathischen Beruf hatte, war ihnen allen längst gut Freund geworden. Ihm selbst erschien es sogar ungewohnt, daß er hier nun mit einem zweiten Menschen durch die Straßen ging, darum verstand er auch die kleine Neugier richtig und kam ihr freundlich entgegen, indem er seinen besten Bekannten die lebenswerte Begleiterin als seine Frau vorstellte.

„Donnerwetter! Hübsch ist sie!“ sagte der Müller.

„Aber jung ist sie!“ meinte die Müllerin und schätzte Gertrud mit gutem Blick auf vierundzwanzig.

„Laß erst einmal sehen!“ sagte der Krämer Leibel, der eigentlich ein Kaufmann war und die junge Frau ebenso duzte wie den Herrn Generalstaatsanwalt, seinen Freund. Er zog die Kugellampe herunter, als Johannsen beim Dunkelwerden mit Gertrud den Laden betrat, und leuchtete dem alternden Mann und seiner allzu jung erscheinenden Frau prüfend ins Gesicht.

„Die gefällt mir“, sagte er kopfnickend und leuchtete zur nochmaligen Prüfung wieder über das frische Mädchengesicht hin, aber auch Johannsens Gesicht mußte er noch einmal sorgfältig anleuchten, damit ihm keine Veränderung, die von der Zeit oder der jungen Ehe bewirkt sein mochte, entging. Dann klappte er das Durchgangsbrett in der Mitte der Ladenbude auf und lud den Freund mit seiner Frau zu sich ein in das alte Zimmer, das nur wenige betreten durften, höchstens solche Leute wie der Generalstaatsanwalt, der einzige Sommergast, auf den sich Aurisbrunn sehr viel zugute tat. Dieses alte Zimmer, gleich anschließend an den Laden, war die Schreibstube des Kaufmanns, in der auf einem unbequemen, aber wohl wertvollen Sekretär die spärlichen Bücher geführt und die Steuerfassionen ausgeschrieben wurden. Ein schlanker, strengliniger Schrank aus der Renaissance deckte die fensterlose Schmalwand bis zu den zagen Gewölbeansätzen, die in eine ebene Zimmerdecke verliefen, weil Leibelts Vater mit dieser eingezogenen Decke den Raum nach seinen Begriffen wohnlicher gestaltet hatte. Alle Wände waren vollbehangen und alle Ecken vollgestellt mit Stücken bäuerlicher Kunst, mit Leuchtern, Truhen, Tellern, Spanschachteln, Kreuzifixen, Statuen und Statuetten, deren Ordnung als Unordnung erschien, weil der Raum nicht ausreichte, um all das Gesammelte halbwegs geordnet zu hängen und zu stellen.

Gertrud wunderte sich sehr über das, was sie sah und roch und spürte in diesem Raum, dessen meiste Einrichtung Friedbert zu kennen schien, soweit sie darauf schließen konnte aus der Unterhaltung, die vom alltäglichen Ausfragen über das Ergehen und die Arbeit und die Zeitläufte schnell wegglied in ein langes, ermüdendes Bereden der tausend Dinge, die Leibel hier mit Spürsinn und Eifer zusammengetragen hatte, um zuweilen einmal ein Stück an solche städtische Leute wie den Generalstaatsanwalt zu verkaufen oder mit irgendeinem Sammler und Händler etwas auszutauschen, immer zum Vortheil der eigenen Sammlung, die wie eine Gerümpelkammer anmutete, wenn sie auch unter Kennern Wert und Bedeutung hatte.

Verschminkt lächelnd kramte Leibel aus einem langen, gänzlich neuzeitlichen Behältnis ein besonders gutes Stück hervor. Als die letzte Hülle von Papier und schützender Watte sorgfältig abgelöst war, lag auf dem Tisch eine mächtige Kerze, die ihre achtzehn Pfund wiegen mochte und in der ganzen gewichtigen Größe nichts zu sein schien als ein einziges Kunstwerk barocker Verschönerungen, nicht dem Zweck des Verbrennens und Leuchtens zugehört, sondern bloß zur reichen, überreichen Zier gegossen, geformt, gedreht und gestochen, als wäre es der ewige Wert

von blankem Gold, woran ein Meister die mühevollste Arbeit eines halben Lebens verschwendet haben mochte.

Selbst Gertrud, die reichlich gelangweilt in der trägen Luft dieses Raumes bis her der Unterhaltung der zwei Männer zugehört hatte, stieß einen Ausruf des Entzückens aus, als die barocke Kerze, lang auf Watte und Papier hingelegt, vor ihr lag.

„Na, du darfst sie doch berühren!“ sagte er ermunternd zu Johannsen, der recht zag vor dem meisterlichen Stück saß und sich in dem Gewirr der unendlichen Formverwicklungen zurechtzufinden schien.

„Ich auch?“ fragte die Frau, die schon lange gern das Wachs betastet hätte, um zu prüfen, ob die Medaillons nicht doch lauterer Gold waren.

„Natürlich! Natürlich du auch, kleine Frau!“

Und Gertrud Johannsen, die sich sehr wunderte über die formlose Freundlichkeit des Mannes, den sie vor einer halben Stunde zum erstenmal gesehen hatte, betastete die Kerze und fühlte zwischen sorgsamem Fingern, daß dies alles die gleiche weiche, geschmeidige Masse war, die man mit dem warm gewordenen Finger aus der Form drücken konnte. Für einen Augenblick wurde sie von der Begierde des Besitzenwollens erfaßt und griff heftiger nach dem prächtigen Stück, aber die Hand des Kaufmanns rückte sogleich die Kerze in die Tischmitte, als hätte er ihr hastiges Zugreifen verstanden. Starr, starrer als sonst und wie unberührt von jedem Verlangen saß Johannsen in seinem Backenstuhl und nickte nur mit dem Kopf, wenn Leibelt berichtend den bürgerlichen Wachsziehermeister nannte, der den Stil des Barock nicht nur begriffen, sondern in selbstständiger Auslegung bis ins Letzte, fast Spielerische weiterentwickelt hatte.

„Das Stück ist schön und ist wertvoll“, meinte Johannsen und hatte Müdigkeit in den Augen. Seine Frau brach endlich diese Unterhaltung über alte Werte ab, aber da schaute sie Leibelt mit einem langen, vorwurfsvollen Blick an, der wohl sagen sollte, daß man es früher anders gehalten habe, daß man bis Mitternacht bei den alten Sachen gesessen sei, ungestört von dem Willen einer Frau, denn Frau Leibelt, die Krämerin, war vor siebzehn Jahren schon gestorben und hatte dem Mann nicht einmal Kinder hinterlassen, die diesen wunderlichen Reichtum an alten Dingen erben konnten.

Ganz verstand Frau Johannsen die Freundschaft ihres Mannes zu diesem alten, angestaubten Kaufmann nicht, auch wenn sie gerne zugeben wollte, daß er ein kluger Mann war und daß seine Stellung inmitten von lauter Bauern ihm irgendwie das Recht gab, auch einen Generalstaatsanwalt im Brüderton anzureden. Johannsen gab im gleichen Ton zurück, und was die beiden Männer verband, war wirklich etwas wie Freundschaft, in der keiner an einen eigenen Nutzen dachte und jeder den anderen nach seinen Möglichkeiten beriet.

Um zehn ging man die Straße hinauf, die man vor Dunkelwerden heruntergekommen war, und Friedbert Johannsen sprach, während er den mächtigen Schlüssel zur Tür des Gommerhofes um den Finger kreisen ließ wie ein Schuljunge, mehr als nötig von der barocken Kerze, die der Kaufmann Leibelt besaß und über alle Maßen pries, um so die Voraussetzungen für einen recht hohen Kauf-

preis zu schaffen. Die Nacht war heiß und die Bauernbetten des Sommerhofes waren schwer, die leichte Fröhlichkeit der ersten Stunde war verslogen, als zwei Menschen sich in den prallen Betten wälzten und auf den Schlaf warteten. Eben als Gertrud am Einschlafen war und die tollen Farbenkreise der Betäubung wie spirale Ringe auf sich niederkommen fühlte, zerbrach Friedbert die summende Nachtstille mit der Frage, welchen Preis Leibelt wohl — nach Gertruds Ansicht — fordern werde für die barocke Kerze. Da war auch ihr Schlaf wieder zerschlagen, und es hatte längst Mitternacht geschlagen, als die Frau gequält einschlief, in den Morgen hinein, den um viere schon die Hühner anmeldeten mit viel Geschrei.

Sie hatte blaue Schatten unter den Augen, als sie am Morgen sich zum Kaffee niedersekte beim Feldbirnbaum, unter dessen Schatten der Bauer einen Rundtisch rings um den Stamm gezimmert hatte für seinen Sommergast, den Herrn Generalstaatsanwalt. Hier, als sie die Nacht und Müdigkeit allmählich aus den Gliedern sichern spürte, bat sie ihren Mann, er möge doch nicht jeden Tag zu dem Kerzenhändler gehen, denn irgendwie sehe es in seinem sonderbaren Zimmer nach Spuk aus und die Luft sei moderig. Der Mann versprach gerne, was die junge Frau sich erbat, und nun gingen die Tage so hin, daß die zwei Menschen aus der Stadt den Wald erlebten, wie sie ihn auf kleinen Fahrten in der Umwelt der Stadt nie erlebt hatten, daß Gertrud beim Sommer eine brave Stute zu reiten versuchte, daß sie beide mit den Ernteknechten am späten Abend auf rohhölzernen Bänken vor der Mühle saßen und Most tranken. Die Nächte schienen kühler geworden zu sein und die Betten leichter, das Zimmer war nicht mehr so niedrig, und Friedbert fiel nicht mehr zurück in das pflichtgehekte Denken, das ihn steif und menschengram gemacht hatte. Sein fahles, etwas nervöses Gesicht bekam einen gesunden Ton von Braun, und seine Hände spielten nicht mehr ruhelos mit den Brotkrumen, wenn die Bäuerin zwischen Suppe und Fleisch eine allzulange Pause aufkommen ließ. Es war gut so, und von dem Beisammensein im Zimmer hinter dem Kramladen blieb nichts weiter als ein stiller Wunsch, die Kerze einmal bei Gelegenheit zu kaufen, sofern der Krämer Leibelt überhaupt daran dachte, sie wegzugeben.

Der Sommer, ein Mann von etlichen vierzig Jahren mit einem ehrbaren Bauernstolz und dem Gefühl für eine rechte Freude an dem hübschen Menschenkind, das da als die Frau eines alternden Mannes in sein Haus gekommen war, lud Gertrud eines Nachmittags ein, sie solle mit ihm zum Markt fahren. Gertrud erbat sich von ihrem Mann erst die Erlaubnis, ehe sie einwilligte, denn sie hatte zuweilen das Gefühl, daß sie wie ein Kind dem gehorchen müsse, was der größere, der klügere Mann für gut fand. Friedbert aber fand es ganz recht so, daß der Bauer sich um seine Frau annahm, und als sie schon im Fahren waren, rief er ihnen nach, sie sollten nur wegbleiben, solange es ihnen Freude mache. Das klang zwar etwas schulmeisterlich, weil er dem ehrbaren Bauern keine Unterweisungen zu geben hatte, aber er fand es gut, seine Frau zuweilen wie ein Kind zu behandeln, dem eine seltene Freude mehr bedeutete als ein stetes Schwelgen in gehäuften Freuden.

Mit dem Peitschenstoß deutete der Gommer dahin und dorthin, als er seiner Begleiterin die Türme über dem weiten Hügelland zeigte und die Dörfer, die wie Kalkspritzer in das viele Grün gesäht waren, und die leise angedeuteten Schattenzüge der Berge. Auf der geraden Strecke, wo nichts zu befürchten war, durfte Gertrud die Leitriemen nehmen und in schlankem Trab durch die Gegend fahren, sie selbst, sie allein, sie mit ihrem frohen, kindlichen Denken voll Bewunderung für alles, was es an Wundern gab. Sie durfte dabei sein, als der Bauer einen Maschinenriemen kaufte, dann durfte sie auswählen, als er für die Kinder billigen Tand einkaufte, und zum Ende, als Fleisch und Sensen und Maschinenmesser gekauft waren, setzten sie sich zusammen in einen Wirtsgarten, wo halbwüchsige Burschen Regel schoben und auch sie einluden zum Mitschieben. Der Gommer nickte ermunternd dazu und mischte beim Auslosen die Karten so, daß er auf ihre Seite kam, um wenigstens ihre größten Fehlschübe noch ein wenig verbessern zu können.

Allzu prächtig war es mit ihrer Kraft und ihrer Gewandtheit nicht bestellt, aber sie freute sich wie ein Kind, wenn sie aus dem vollen Haus eine bescheidene Lücke schieben konnte, und in dieser Freude trank sie hastig Schluck um Schluck, so daß der Bauer spät am Abend ein Kind heimbrachte, das sich selig schlafend in seine Zoppe schmiegte und erst erwachte, als der Wagen über das grobköpfige Hofpflaster ratterte. Sie rieb sich die Augen blank und lief die Treppe hinauf, ihrem Mann zu erzählen, wie schön es im Markt gewesen sei beim Einkaufen und beim Kegelschieben und beim Bier, das besser schmeckte als der Most in der Mühle. Das Bett aber war leer und unberührt, und auf die Freude folgte ein langes ernüchterndes Warten, das dann in eine beängstigende Ungewißheit auslief, als der Mann endlich die Treppe hinaufkam und den Lichtschalter suchte.

„Schlafe, Kind!“ sagte er begütigend und zog sich eilig aus, aber er verschwieg, daß er wieder in Leibelts moderiger Stube gewesen war und um den Erwerb der barocken Kerze gefeilscht hatte. Warum er davon schwieg, das wußte er wohl selbst nicht. Die Frau schien diesen etwas wunderlichen Freund nicht ganz ernst zu nehmen und dem Besiz dieser Kerze keinen Wert beizulegen. Zudem — wenn er über den Besuch bei Leibelt sprach, dann mußte er wohl auch erzählen, wie Leibelt wieder die Lampe heruntergezogen und ihm ins Gesicht geleuchtet hatte: „Was ist denn mit dir, alter Johannsen? Bei uns sagt man, das ist die Leber, wenn sich da von den Schläfen her über die Wangen und da herum an der Nasenwurzel diese hellen gelben Flecke einstellen. Schläfst du schlecht oder spürst du sonst etwas wie Müdigkeit und Krankheit, hm?“

Wenn Leibelt so sprach, dann konnte man sein Gerede nicht einfach mit einem trockenen Lachen abtun. Aus seiner Frage klang ernste Sorge, und die Sorge nahm nun auch in Friedbert festere, ernstere Umrisse an. Er war ja nicht mehr so gesund wie ehemals, er war fünfzig Jahre und spürte seine fünfzig Jahre. Vielleicht war es die Leber, vielleicht das Herz, vielleicht die ewig überzogenen Nerven, vielleicht noch eine Spur von Gas, denn vier von diesen fünfzig Jahren hatte der Krieg beansprucht. Friedbert Johannsen streichelte das Kleinkindergesicht seiner Frau, die ihn fragte, ob er in der Mühle gewesen sei, und mit einem vielsagenden

Schweigen ebenso zufrieden war wie mit einer vollen Antwort. Die Leber also sollte krank sein bei ihm? Er war verstimmt darüber und nahm sich vor, wegen der barocken Kerze noch einmal bei Gelegenheit in den Kramladen zu gehen.

Nach diesem Tag ging Johannsen öfter in Leibelts Geschäft, und nun fand sich langsam auch seine Frau in diese Gewohnheit, mit der sie rechnen mußte wie mit vielen Dingen, die an ihrem Mann aus der langen Zeit des Alleinseins haften geblieben waren. Zuweilen fuhr sie auch noch mit dem Gommer in die schöne Landschaft hinaus, wenn der Bauer auf dem Markt oder weit weg auf einem Hof etwas zu besorgen hatte. An den Abenden aber saß sie neben ihrem Mann häufig genug in der Altermüherstube des Herrn Leibelt, der über die vielfältigsten Dinge zu sprechen wußte, weil er auf seiner Suche nach alten Bestikstücken die Menschen und ihre Gewohnheiten und die Gegend tiefer kennengelernt hatte als irgendeiner von den Bauern, die im Dorf beisammen lebten. Manchmal zwar, wenn sie so zu dritt um den Tisch saßen, fing sie einen Blick des Kaufmanns auf, der irgend etwas Unbestimmtes, Ungreifbares in Friedberts Gesicht zu erforschen suchte und dann wie bedauernd über sie weglitt. Dieser Blick erschreckte sie, und ihre Gedanken fanden im Unbestimmten vielleicht das Richtige, wenn Gertrud dabei mehr als einmal bedachte, daß Friedbert seit dem ersten Tag nicht mehr in so ungebundener Froheit mit ihr eine Viertelstunde kindlichen, kindischen Spiels geteilt hatte.

Bevor der rechte Herbst kam, brachte Generalstaatsanwalt Johannsen die Rechnung mit Frau Gommer in Ordnung, weil Zeit war zur Rückreise. Der Knecht, der immer aufmerksam und dienstfertig um das Ehepaar Johannsen her gewesen war, erhielt ein nobles Trinkgeld. Die Magd, die mit unwahrscheinlicher Sorgfalt die Betten des Ehepaares bereitet und das Zimmer blank gehalten hatte, mußte Johannsen erst suchen im Stall, denn sie hielt sich verschüchtert immer ein wenig abseits, und schon griff das Verflußliche wieder in den Urlaub herein, als Johannsen mißtrauisch den scheuen Blick der Magd zu bannen und zu deuten versuchte. Der Gommer erhielt einen Krug aus Zinn. Den hatte Johannsen bei Herrn Leibelt gekauft für sein eigenes großes Zimmer, und Gertrud schenkte ihn weg, weil sie an all dem Alten nicht übermäßig viel Freude empfand. Einer aber aus dem Dorf ging mit den beiden zur Bahn: der Kaufmann, der etwas auf die Freundschaft mit dem hochangesehenen Herrn hielt und doch bei aller Freundschaft die Kerze nicht geopfert hatte. Aus seinen Augen leuchtete so viel ehrbare Gesinnung, daß Johannsen sich gar nicht gekränkt fühlte, als Leibelt am Bahnhof vor den wenigen Leuten einen Arm um Gertrud legte und sich mit ihr ein letztes Mal noch unterhielt wie ein Vater mit seinem groß und klug gewordenen Kind. Und so blieb nach der Sommerreise gerade von dem Mann, den Gertrud zu Anfang gefürchtet hatte, weil er eine sonderbare, tote Welt um sich her aufbaute, eine warme, sonnige Erinnerung, die zuweilen noch in einem Brief zum Ausdruck kam, als das Ehepaar Johannsen längst wieder in der Stadt und der Herr Generalstaatsanwalt längst wieder der straffe, von keinem Mitleid und keiner Leidenschaft irreführende Diener der Gerechtigkeit war.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Der Roman des Soldatenkönigs

Auch in der Dichtung hat Friedrich II. Friedrich Wilhelm I., der Sohn den Vater überschattet. Je leuchtender der Sohn den Zeitgenossen und Nachfahren vor Augen stand und die tragischen Geschehnisse seiner Jugend sich mit der militärischen und politischen Leistung des Mannes zu der Gestalt des „Großen Friedrich“ verschmolzen, um so mehr wurde auch das Bild des Vaters im Zeichen dieser Vorstellungen geformt: als des Vorläufers, der demgemäß politisch zu werten war, dessen menschliches Wesen und Sein aber hinter dem Bilde des Sohnes mehr oder minder verschwand. Er schien ja nur der grobe und allzu nüchterne Soldatenkönig, der harte und unduldsame Vater, ohne dämonische Genialität und ohne die Züge der Menschlichkeit, die insbesondere den Dichter anziehen. Man billigte ihm die Größe zu, daß er der Vater dieses Sohnes war und das Geseß vom preussischen Königtum über das Geseß des Herzens gestellt hatte. Aber er sollte nur der festumrissene Gegenspieler sein, die Beharrung gegenüber dem Neuen, und nach dem Werden dieser Zuständlichkeit, nach den menschlichen Nöten und Kämpfen, die vorangegangen sein mußten, fragte man bei ihm kaum. Er war das Geseß, gegen das der Sohn sich auflehnte und dem dieser mit Strenge und Zwang unterworfen wurde, um es schließlich selbst zu erkennen. Der Mensch Friedrich Wilhelm I. trat nur insoweit in die Erscheinung, als er der Deutung des Menschen Friedrich dienen konnte. Erst spät bahnte sich neue, vertiefere Wertung an. So fest wurzelt das vorgefaßte Bild dieses Königs noch immer in uns, daß wir ein Werk, wie es Jochen Klepper schrieb, fast mit Überraschung aufnehmen (Der Vater. Der Roman des Soldatenkönigs. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Hier ist vom Vater, nicht vom Sohne ausgegangen. Hier enthüllt sich in epischer Breite das ganze Leben Friedrich Wilhelms I., der ja auf der Höhe des Kon-

flikts mit Friedrich wenig mehr als vierzig Jahre alt war. Und seltsam wandelt sich in uns unter dem Eindruck dieses Romans, der geschichtliche Wirklichkeit und Wahrheit in schönster dichterischer Anschaulichkeit deutet, das Bild dieses Königs. Ja, wir spüren, daß er und seine politische Leistung erst dann wahrhaft zu begreifen sind, wenn der Mensch Friedrich Wilhelm über dem Könige und dem Geseß Preußens nicht mehr übersehen wird.

Mehr als tausend Seiten zählt der Roman, der niemals der Gefahr, die Geschichte zu romantisieren, verfällt, sondern sie schlicht und mit bester Sachkenntnis bis in letzte Einzelheiten hinein schildert. Und wir sind gepackt von der ersten bis zur letzten Seite. Es ist, im weitgespannten Rahmen der Zeit und ihrer Probleme, die Tragödie des Vaters und Königs, der den Irrweg, den der eigene Vater ging, erkannte und dann den Sohn davon abhalten muß, den gleichen Irrweg zu gehen. Es ist der Vater und König, der den Seinen Leid aufzwingt, doch selbst mehr leidet als sie. Die Legende, die sich um ihn gelegt und seine Züge um der größeren Ehre des Sohnes willen vergrößert hat (schon äußere Erscheinung, Bildung und Wissen Friedrich Wilhelms I. widersprechen ja der Legende), versinkt, und wir lauschen gebannt der Stimme eines königlichen Menschen, der im Grunde eine zarte Seele besaß und das eigene Gefühl um der höheren Aufgabe willen in sich niederzwang. Ja, wir folgen dieser überzeugenden Darstellung auch dort, wo Ereignisse und Entscheidungen das Bild des Vaters und Königs trüben könnten, und der Verfasser bemüht ist, alles zugunsten seines Helden sprechen zu lassen. War das Leben dieses scheinbar so nüchternen Königs, der Soldaten brillierte und eiserne Sparsamkeit heischte, nicht der Roman eines leidenschaftlichen und ringenden Herzens, dessen Träger, wenn ihm Berufung und Schicksal nicht zur mächtigen Stimme des eigenen Innern geworden

wären, ganz andere Wege hätte gehen können? Wie klar und zwiespältig zugleich ist er! Wie aufwühlend sein Kampf zwischen der Wirrnis des Gefühls und der Erkenntnis des Notwendigen! Und wie fein und behutsam hat der Verfasser die Antriebe seines Denkens und Handelns bis in die innersten Herzkammern hinein durchforscht! So ersteht vor uns die Persönlichkeit, die Friedrich Wilhelm I. war, in ihrer Ganzheit, inmitten derer, die an sein Schicksal gebunden waren, und der großen und kleinen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen, die dem Zeitalter das Gepräge gaben. Wir erleben, wie dieser König an seiner Aufgabe und an seinem Leid wächst und vergeht. Fast jede geschichtliche Einzelheit wirkt in dieser Darstellung neu, ob es sich nun um die Element-Affäre oder das höchst deutsche Verhältnis zu Kaiser und Reich, um die Projekte der Königin oder den bitteren Endkampf im eigenen Hause handelt. Und immer wieder sind die größeren Geschehnisse hineingestellt in den breiten Raum des gesamten zeitgenössischen Lebens, so daß die Zeitferne aufgehoben scheint und uns das Preußen und Europa jener Epoche wie gegenwärtig entgegentreten.

Es gibt nur wenig geschichtliche Romane, die so umfassend ihre Aufgabe erfüllt haben: Menschen der Geschichte und ein vergangenes Zeitalter, ohne sie zu verfälschen oder zu romantisieren, den Nachfahren nahezubringen. Und weil das Werk immer zum Wesenhaften hinführt, offenbart es mit epischer Wucht die besondere Tragik Friedrich Wilhelms und den Sinn seines Lebens, dem er selbst mit religiöser Inbrunst immer wieder nachgespielt hat, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen: aus der Einsamkeit des Königtums heraus so fein und handeln zu müssen, wie es geschah. Selten wurde die preussische Idee und diese preussische Gestalt so einprägsam nachgestaltet. Die Darstellung Kleppers wirkt um so tiefer, als wir immer wieder spüren, wie wenig gerecht die eigene Zeit und die Nachwelt der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms vielfach gewesen sind, wie eng und begrenzt sie ihn sahen und einordneten.

Werner Wirths.

Für den Weihnachtstisch

Romane, Novellen

Ein Werk, das zum inneren Erlebnis wird, ist Hans Löschers Buch vom wahren Leben mit dem Titel des tiefen Hölderlin-Worts „Alles Getrennte findet sich wieder“ (Tübingen, Rainer Wunderlich. RM 8, —.) Hans Löcher hat den Wunsch, sein Leben zu erzählen und es aus den tiefen Wurzeln der Ahnen und der Eltern zu erklären, zu dem es ihn vor 25 Jahren trieb, zurückgestellt bis zur eigenen Reife, so daß er das innere Recht gewann, diesen verantwortungsvollen Plan auszuführen. Hier ist ein bis in den innersten Kern wahrhaftes Buch entstanden, das phrasenlos echte Erkenntnis vermittelt, vielen Klarheit und Heil, ja Gesundung und Rettung aus dem Kampf bringen kann und im besten Sinn deutsch ist. Das Buch ist geschrieben aus einer tiefen Ehrfurcht vor dem schlichten und echten Menschentum. Löcher bekennt sich zu sich selbst mit allen Gebrechen, die menschliches Erbteil nun einmal sind, und zu dem Maß von Schuld, mit dem jeder von uns sich belädt und bis zum Ende seiner Tage dahinwandelt. Er weiß, daß das Gute nur zum kleinsten Teil durch Erziehung und Selbsterziehung in uns sich entwickeln läßt, daß es vielmehr ein unverdientes Geschenk gnadenreicher Führung ist. Er mußte den Weg in seine Kindheit zurückgehen, weil bestimmend bleibt, was man als Gewinn findlichen Sinnens und Trachtens aus der Jugend hinüberrettet als Grundlage des weiteren Lebens, und weil das, was man als Gnade mitbekommt, allein entscheidet über Wert und Umwert und Ausrichtung und Lebensführung nach den ewigen Gesetzen. In so begnadeten Menschen ist auch Musik, und es gehört mit zu dem Schönsten, was Löcher hier zu sagen hat. Er beweist die Ehrfurcht vor dem Menschentum auch da, wo es in unklarer oder verschnörkelter Form auftritt, wenn nur das Innere echt und lebensnahe ist. Er weiß, daß nichts lächerlicher ist, als den Menschen zu Liebe und Gefallen zu leben, und nichts törichter als die Furcht vor den Menschen, daß nichts Köstlicheres zu erringen ist auf Erden als ein friedvoller und seliger Tod, der Höhe und Erfüllung des Lebens ist. Das Buch schlägt einen so in Bann, daß man nicht von

ihm loskommt durch die langen 464 Seiten und daß man es aus der Hand legt in der Gewißheit, einen frischen Quell unvergänglichen Lebens gewonnen zu haben. Jeder muß selber nachlesen, was Hans Löschner ihm zu sagen hat, und muß es sich selber erwerben. Hans Löschner versteht, Menschen zu gestalten wie wenige und sie in ihrem Wesensumriß deutlich zu machen. Seine Gestalten dringen in unser eigenes Leben, um uns nicht mehr zu verlassen, ob es sich um den frommen Schuster, den alten Geistlichen, der außer der Bibel aus dem Götz von Berlichingen seinen Predigtinbalt nimmt, ob es sich um den wundervollen Kantor und den Lehrer, ob es sich um den Vater seines Helgen in seiner Kraft und seiner Verstrickung, ob es sich um die Zigeuner oder die Komödianten, den Oberst oder die Mutter handelt: jeder hat sein Gesicht, jeder ist ein Mensch und jeder ein reiner oder noch nicht abgetönter Akkord in Gottes großer Weltmusik. Dieses Buch durfte mit Recht das verpflichtende Hölderlin-Wort sich zum Titel wählen, denn „wie der Zwist der Liebenden / sind die Dissonanzen der Welt; / Versöhnung ist mitten im Streit, / und alles Getrennte findet sich wieder“. Echtes Gold gibt dieser Entwicklungsroman, der wirklich ein Buch vom wahren Leben ist — und ein großes Geschenk für alle, die seinen Ruf vernehmen.

Das neue Werk von Kasimir Edschmid „Der Liebesengel“, das den Untertitel trägt „Roman einer Leidenschaft“ (Wien, Paul Zsolnay. 439 Seiten), ist trotz des leidenschaftlichen Stoffes von einer inneren Ausgewogenheit, wie man sie gerade bei Edschmid nicht immer gewohnt war. In einer sehr reifen und scharf charakterisierenden Sprache läßt Edschmid die Liebe zwischen einem Manne von 58 Jahren, einem Italiener von hoher kultureller und menschlicher Zucht, und einem jungen deutschen Mädchen erstehen, die dank der reifen und wissenden Haltung des Mannes zum Verzicht auf das letzte Glück führt, einem Verzicht, an dem beide Menschen fast zugrunde gehen. Der Schauplatz Florenz, die einzige Stadt, übergießt mit ihrem Zauber die beiden Menschen und ihre menschliche und tierische Umwelt, zu der prächtige, gerade und sehr sonderbare — alle aber fein und richtig gesehen — Spielarten des Typus

Mensch gehören. Edschmid häuft hier neben seinem künstlerischen und literarischen Wissen auch eine Fülle ärztlichen Wissens um Tropenkrankheiten an, die etwas bedrückend wirkt. Wie Perlen in dem Buch wirken echte Lebensweisen, die gerade alternenden Männern recht viel zu denken geben. Dieser Roman kann großen Interesses sicher sein.

Der Roman des Franzosen Ernest Pérochon „Magdalene“ (Braunschweig, Vieweg-Verlag. Deutsch von Helmut Voßmann. 256 Seiten) ist mit dem „Prix Goncourt“ ausgezeichnet und ist schon in 11 Sprachen erschienen. Man versteht sowohl das Urteil der Preisrichter wie die bereitwillige Aufnahme in aller Welt, denn dieser Roman aus der Vendée mit seinem Untertitel „Geschichte eines einfachen Herzens“ ist von einer Echtheit der Menschengezeichnung ohne jede Artstilk, daß er unmittelbar an die Herzen rührt. Seine Magdalene, eine arme Bauernmagd, geht an ihrer Kraft, zu lieben, und an der Bosheit ihrer Umwelt zugrunde. Sie schenkt ihr Herz den Kindern eines verwitweten Bauern und wird von einer kalten und böartigen Schönen, die wie andere Mitspieler Werkzeug in der Hand eines schlechten Bauernknechtes ist, von ihrem Plak und aus dem Herzen der Kinder verdrängt, bis sie mit der Dummheit der verzweifeltsten Kreatur ihr Leben im Dorfsteich endet. Es ist erschütternd, den Leidensweg des gehegten Mädchens zu verfolgen, die Pérochon mit sicherer Hand in die landschaftliche und menschliche Umwelt hineingestellt hat. Er weiß um die Größe wie um die Schwachheit des menschlichen Herzens, und alles verklärt sich aus der Landschaft heraus, deren berufener Kündler er ist. Dieses erfreuliche, weil durch und durch ehrliche Buch wird auch in Deutschland seine Leser finden.

Von John Masefield, dem englischen „poeta laureatus“, dessen ausgezeichneten Seeroman „Der goldene Hahn“ wir in der „Deutschen Rundschau“ mit größter Zustimmung anzeigten, ist jetzt der neue, gleichfalls auf See spielende Roman, „Orkan. Die Geschichte einer Rettung“ in der deutschen Übertragung von Friedrich Lindemann erschienen. (Braunschweig, Vieweg-Verlag.) Der englische Titel lautet „Victorious Troy or The Hurrying Angel“. Mase-

field erzählt mit einer bis in letzte seemannische Fachkenntnisse reichenden Genauigkeit den Schiffbruch des Vollschiffes „Hurryng Angel“ aus dem Jahre 1922 in einem Orkan. Der Orkan, in den das Schiff dank der Trunkenheit seines Kapitäns unvorbereitet hineingeht, schlägt bis auf den auch beschädigten Kreuzmast alle Masten und einen großen Teil der Decksaufbauten samt allen Rettungsbooten fort und macht das tüchtige Schiff zu einem Wrack, so daß es dem sicheren Untergang geweiht scheint. Da greift die Besatzung zur Selbsthilfe, und unter der maßgebenden Leitung eines 18jährigen Offiziersanwärters gelingt es dieser prächtigen Crew, trotz der schweren Verwundung des Kapitäns, der ausfällt, des Ertrinkens sämtlicher Offiziere und Steuerleute aus eigener Kraft und unter heroischer Anstrengung das Schiff durch den Orkan durchzuhalten, bis ihnen Hilfe von einem vorüberkommenden Dampfer wird. Von diesem erhalten sie das nötige Material, daß sie ihr Schiff ohne fremde Hilfe im Hafen bergen können. Den Schluß bilden die Berichte über die Ankunft des Schiffes im Hafen, seine Wiederausrüstung und die Feiern in England. Das alles ist ganz unsentimental auch gegenüber der unerbörten Leistung geschrieben, wirkliche Seeleute stehen auf Deck und auf den Seiten dieses Buches, kein falscher Ton schleicht sich in diese sehr männliche Angelegenheit ein, so daß man die prächtigen Burschen liebgewinnt und mit ihnen in atemloser Anstrengung die harte Arbeit verrichtet. Über jedes Lob großartig ist die Schilderung des Orkans und seiner Folgen. Prachtvoll und in die Tat umgesetzt der alte englische Seemannswahlspruch „Einer und alle“. Für die nicht seemannisch vorgebildeten Leser sind ausführliche Worterklärungen und Ausdrücke der Seemannssprache und Zeichnungen der Takelage und des Oberdecks des Schiffes beigelegt, so daß jeder Einzelne sich ein genaues Bild des tapferen Schiffes und des Geschehens selber machen kann. Ein höchst erfreuliches Buch!

Wenn man den Roman „Michael gewidmet“ von Felicitas von Reznicek (Berlin, Ullstein. 177 Seiten) gelesen hat, hat man den Eindruck, wie er nach einer gut und richtig zusammengesetzten Bowle oder einem nach bewährtem Rezept gebrau-

ten Cocktail entsteht. Von allem, was nötig ist, ist etwas genommen, und von keinem zu viel oder zu wenig. In diesem Roman ist Spannung, Handlung, Liebe, Aktualität durch den gewählten äußeren Rahmen (Mount-Everest-Expedition), so daß man das schmale Büchlein ohne Aufhören bis zum Ende liest. Gut erzählt zu haben und den Leser mitzunehmen, ist schon recht viel, aber man täte dem Roman und seiner scharmanten Verfasserin unrecht, wenn man nur diese Vorzüge feststellen wollte. Denn über das Erwähnte hinaus, steckt viel mehr in dem Buch: Nachdenklichkeiten und Geschehnissen über das Verhältnis von Mann und Frau überhaupt von einer klugen Frau, die das Leben klar und richtig sieht und die eigene Kämpfe in kleine Weisheiten, Resignationen und bejahende Trostreden zu verwandeln versteht, und zu solcher Weisheit rechnen wir besonders die Erkenntnis von der Gebrechlichkeit der Männer und der Art, sie richtig zu behandeln.

Reinhold Scharke hat unter dem Titel „Signale nach London“ die Handlung des For-Films „Lloyds of London“ zu einem Roman umgeschrieben. (Berlin, Aufwärts-Verlag. RM 2,80.) Der Film und mit ihm der Roman behandelt die Schicksale von Jonathan Blake, dem Jugendfreund Nelsons, der durch einen tollen Knabenstreich das Wohlwollen eines der Syndikatsführer von Lloyds durch eine wichtige Nachricht erringt, durch dessen Hilfe eine gute Ausbildung erhält, selber ein führender Mann als Leiter eines der großen Versicherungssyndikate wird, durch optische Signale eine große Verbesserung der Nachrichtenübermittlung ermöglicht und in entscheidender Stunde durch eine gefälschte Nachricht es seinem großen Jugendfreund ermöglicht, mit ungeteilter Flotte die Schlacht von Trafalgar zu bestehen. Dazu die üblichen Filmelemente: Liebe, Abenteuer, blutiger Streit usw.

Unter dem Titel „Kampf um Indien“ ist der Roman des Lord Elive von R. J. Minney, in der deutschen Übertragung von Karl Döhring, erschienen. (Berlin, Aufwärts-Verlag. 255 Seiten.) Er behandelt mit der typisch englischen Zielsetzung der Unterstüßung des Empire-Gedankens Leben und Taten von Lord Elive, der in Indien mit die Grundlagen zur englischen

Weltherrschaft legen half, ohne immer des Dankes seines Volkes gewiß sein zu können. Nach diesem Buch wurde der bekannte Film „Kampf um Indien“ gedreht.

Von einer romantischen Liebe zwischen einem genialen russischen Ingenieur und einem deutschen Mädchen, einer Flucht aus Sowjetrußland trotz schärfster Gegenwehr der GPU. und einer persönlich für ihn entflammten Agentin, von Überfall und Eisenbahnunglück, Tod der Bösewichter und Vereinigung der Liebenden handelt der Roman „Ein Zug bleibt stehen“ von Victor van Buren (Berlin, Aufwärtsverlag. RM 3,80) mit einer Handlung von so erregender Spannung, daß sie förmlich nach Verfilmung schreit.

Josef Martin Bauer zeigt nach seinem preisgekrönten Roman „Achtsteden“ erneut seine glänzenden erzählerischen und psychologischen Gaben in seinem neuen Werk „Das Haus am Fohlenmarkt“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 344 Seiten). Hier erstreckt die Kleinstadt mit all ihrer Enge, ihrer Herzenshärte, aber auch mit ihren großen Möglichkeiten, aus dem Gegen- und Miteinander der Kräfte nicht nur seelenmörderische Zusammenstöße zu entwickeln, sondern auch echte Nachbarschaft, in einer Völlendung, die das Buch in einen guten Rang hebt. Die verschlungenen Schicksale gruppieren sich um drei Jüngens, Söhne der Kleinstadt, die einst als Dummenschnurstreich, hinter dem aber schon eine Nachdenklichkeit stand, die Statue des Brückenheiligen Nepomuk ins Wasser warfen. Die Gründe für diesen Streich und das weitere Handeln der jungen Menschen werden zu einer Richtschnur, die gewollt oder ungewollt auch das Handeln aller anderen bestimmt. Alte Schuld wird sichtbar, die ungefühnt blieb. Tapfere junge Menschenkinder tragen einer ganzen Stadt und siegen, weil sie Träger einer Liebe sind, die auch alt und starr gewordene Herzen schließlich schmilzt, weil ja nur in ihr der Sinn jeden Lebens sich erfüllen kann. Denn sie ruft das Gute wach, das nun doch einmal auf die Länge stärker sich erweist als das Böse. In das bunte Hin und Her der Leidenschaften und Torheiten von Kleinstadtmenschen hat Bauer Szenen von so köstlichem Humor geflochten, daß man sie liebhaft vor sich sieht. Auch in eine enge menschliche Umwelt führt

das neue Buch von Karl Friedrich Kurz „Halbor im Frühlingstal“ (Oldenburg, Gerhard Stalling. RM 5,60). Wie „Herrn Erlings Magd“ spielt auch dieser Roman des Preisträgers der Naabe-Stiftung 1934 und der Schweizerischen Schillerstiftung 1936 in norwegischer Landschaft um einen Bauern von einer Größe und Härte, wie Männer aus der Edda. Halbor Enge, der Bauer, der aus dem Dorf fortzog in Obland, das seinem eisernen Fleiß Frucht trug, wird Zielscheibe des Neides und Hasses der Kleinen und Faulen um ihn herum, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit lieber an der Börse als mit ihrer Hände Arbeit verdienen wollten und, nachdem der Rausch vorbei ist, nun dem auf sicheren Besitz Fußenden neiden. Seine Kinder, die er erst durch seine Härte zu verlieren schien, kommen zu ihm zurück, doch nicht so fest im Charakter wie der Bauer, und gerade sein Sohn bringt das Unheil durch seinen Leichtsin, durch seine Ruhmredigkeit und seine innere Unruhe — hier schaut wieder Hamsun dem Dichter über die Schulter — und es kommt zu schwerem Zusammenstoß. Als dann durch einen Unglücksfall ein Nachbar, Sieger in einem Rechtsstreit gegen Halbor, ums Leben kommt, ballt sich alles Gift des Neides und Hasses zusammen, und die Volkseinstimmung sowie die von ihr beeinflussten Richter verurteilen den unschuldig des Mordes Verdächtigten zu lebenslänglichem Kerker. Da meldet sich nun auch hier die Kraft der Güte und anständigen Menschentums, denn sein einziger Freund in der dumpfen und kleinen Haftluft läßt nicht nach, bis er die Gewissen der Leute und der Richter so erschüttert hat, daß eine Revision mit Erledigung der verhängten Strafe stattfindet. Aber zu spät kommt die Rettung. Denn Halbor hat seinen Halt, sein Land und seinen Glauben, verloren und sieht dahin. Der böse Nuznießer seiner Arbeit bleibt im Besitz seines Landes. Es ist ein starkes Buch, weil ein starker Mensch im Mittelpunkt steht, und Karl Friedrich Kurz zeigt wiederum, daß er um die Abgründe und die Gebrechlichkeit der menschlichen Herzen weiß.

Der Roman von Neil M. Gunn „Das verlorene Leben“ (München, Langen-Müller. 472 Seiten. Deutsch von F. Lennox) behandelt in ergreifender Form einen schweren und bösen Abschnitt aus der Ge-

schichte des schottischen Volkes. Die Bauern und kleinen Leute in dem Hochlandtal Kiangan, in denen die schlummernde Erinnerung an stolze Traditionen ihres Stammes erst im Unglück wieder erwacht, werden durch englische Großunternehmer von Haus, Hof und Boden mit rohester Gewalt vertrieben und fassen nur mühsam Fuß in der Landschaft, in die sie zwangsversetzt werden. Die Jungen und Kräftigen verlassen die Heimat und gehen über See in ein neues Leben. Neil M. Gunn, selber Sohn eines schottischen Fischers, hat hier viel mehr gegeben als nur die Erzählung von einer unglücklichen Periode seines Volkes. Denn hier werden an einem Beispiel überzeugend Schicksal und Tragik sichtbar, die in der Entwicklung des einfachen Lebens zur Zivilisation liegen, wo Alles zerbrochen wird und verlorengeht, wenn nicht die seelischen Kräfte der Menschen des Stammes es im inneren Besitz zu verwandeln verstehen. Manches in diesem Buch erinnert in seiner magischen Naturverbundenheit und dem Glauben an die Mächte des Zwischenreiches an alte schottische Sagen und Balladen. Bei allem inneren Beteiligtsein Gunns an seinem Volke ist hier die allgemeinemenschliche Tragödie gestaltet worden.

Alexander Lernet-Holenia beweist in seinem neuen Roman „Der Mann im Hut“ (Berlin, S. Fischer. RM 5,80) wiederum seine außerordentliche Fähigkeit, zu erfinden und auch das kühn Erfundene so meisterhaft zu erzählen, daß Unwahrscheinliches glaubhaft wird, wobei er klug Unerklärliches unerklärt läßt. Der Roman spielt im Lande der Heiducken von Tokaj, in das ein Deutscher von einem Unbekannten mitgenommen wird, um ihn auf der Suche nach dem Grabe Attilas zu unterfütigen, unter Ausnutzung eines Darlehens, das jener diesem gab. Die Geschehnisse, die zum Tode des Unbekannten von Räuberhand führen, dem andern ein eigenartig reizvolles Mädchen zur Frau beschern, muß man schon selber nachlesen. Lebendig genug erzählt sind sie, daß eine solche Lektüre reizvoll ist.

Johannes W. Jensen rückt mit seinem neuen Roman „Gudrun“ (Berlin, S. Fischer. RM 6,—. Deutsch von Bernhard Schulze) sehr nahe an den Film heran. Seine Gudrun, Tochter eines prächtigen Straßenbahnkondukteurs in Kopenhagen

und in ihrer vitalen Frische der Typ der jungen dänischen Generation, kommt als Privatsekretärin des Leiters einer dänischen Filiale einer amerikanischen Riesenautofabrik nach London. Selbstverständlich macht ihr der Besitzer des amerikanischen Werkes und Milliardär prompt einen Heiratsantrag, und nach dessen Ablehnung versucht ihr Chef, ihr Herz zu erringen. Gudrun aber, in der Sicherheit ihrer Natur, bleibt ihrem Kindheitsgespielen, den sie vom Müllkutscher zum Ingenieur verhilft, treu und wird sich in ihrer Lebenstätigkeit mit ihm eine feste Existenz aufbauen, was durch den Autotod ihres Chefs erleichtert wird. Bei dem Roman von Kurban Said „Ali und Mino“ (Wien, E. P. Tal. 289 S.) bleibt man im ungewissen, ob der Verfasser wirklich zu Recht einen asiatischen Namen trägt oder ob er nicht vielleicht doch aus einer Wiener Kaffeehausatmosphäre kommt. Denn bei aller Echtheit des Geschehens — Vorkrieg, Weltkrieg und russische Revolution — ist das Thema doch sehr intellektuell gestellt. Hier kämpfen Orient und Europa in der Liebe und Ehe eines Mohammedaners mit einem christlichen georgischen Mädchen, und Europa siegt, wie immer Ursprüngliches zerstörend, aber der Verfasser hat so viel von der Buntheit des Orients eingefangen und versteht es geschickt zu gruppieren, daß die Lektüre kurzweilig ist.

Ein nachdenkliches Buch ist der Malerroman von Waltherr von Hollander „Oktober“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 291 Seiten). Vom 1. bis 31. Oktober rollen hier Schicksale gebündelt ab um den Mittelpunkt, einen genialen Maler, der, allzusehr dem Geseß des eigenen Wesens folgend, Menschen um sich herum schuldbaschuldlos zerbricht. Waltherr von Hollander weiß um die menschliche Seele und ihre Abgründe, aber auch um ihre Kraft und ihre Freiheit und weiß, wie nicht viele heute, um die Seele der Frau. So legt man dieses glänzende erzählte Buch, das etwas durch und durch Musikalisches hat, mit Bereicherung zur Seite.

Paul Ernsts stark autobiographischer Roman „Der schmale Weg zum Glück“ (München, Langen-Müller. RM 8,50) ist keine einfache Lektüre. Geschrieben wurde er 1901, und Paul Ernst legt in einem Nachwort Rechenschaft über seinen Plan ab,

unter Verneinung, daß es sich hier um eine Selbstbiographie handele. Ihm ging es um den Zusammenbruch der bürgerlichen Welt um die Jahrhundertwende und um die Sehnsucht nach einer neuen Lebensform der Menschheit mit dem hohen Ziel, das eigene Leben vor Gott zu rechtfertigen. Als Roman liest das Buch sich schwer, weil Paul Ernst sich nicht gescheut hat, ohne an den Fluß der Handlung zu denken, vielen Einzelschicksalen mit gelegentlich ermüdender Ausführlichkeit nachzugehen und den Stoff in seine Elemente aufzulösen, anstatt ihn zu gestalten. An feilschen Nachdenlichkeiten und kulturellen und soziologischen Einblicken wird jedoch eine solche Fülle geboten, daß man diesen Roman gern der Reihe seiner Werke einfügt.

Heinrich Diefenbach hat in seiner kurzen Erzählung: „Die wundersame Mär von den beiden Kriegsknechten“ (Potsdam, Rütten & Loening, 99 Seiten) die Kräfte der Nordsee und des Watts in Sturm und Nebel in einer wundersamen Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege eingefangen, die so stark im Zwischenreich und seinen heimlichen Kräften spielt, daß es großer gestaltender Kraft bedarf, um ihr gläubig zu folgen. An dem Schicksal eines Abendmahlskelches, um den Legende und Sage sich weben, erfüllt sich das Schicksal der Menschen, die räuberisch nach ihm greifen, und auch derer, die fromm ihn seinem heiligen Zweck zu wahren versuchen.

Etwas Neues und sehr Bedeutsames stellt die wahre Geschichte um Hans Grimms „Volk ohne Raum“ „Das Schicksalsbuch“ von Karl Kaltwasser dar (München, Langen-Müller, RM 0,80). Es ist immer sehr schwierig, die wahre Tiefenwirkung eines Buches nachzuweisen, auch wenn es in aller Leute Münden ist. Karl Kaltwasser zeigt hier, wie Hans Grimms deutscher Nationalroman für schlichte Menschen lebensbestimmend und schicksalhaft geworden ist und wie dieser Roman deutscher Tragik, ein Buch aus Papier und Druckerschwärze, lebendige Beziehungen knüpft und erhält zwischen Menschen in der Heimat und verirrtens deutschen Wanderern nach der ewigen Sehnsucht draußen. Eine stärkere Bejahung von Hans Grimm und der Bedeutung seines Schaffens für das wahre deutsche Volk konnte nicht gegeben werden.

Unter dem Titel „Einst auf der Lorettohöhe“ ist ein Abschnitt aus Joachim von der Goltz' Kriegsroman „Der Baum von Eléry“ erschienen (München, Langen-Müller, RM 0,80). In diesem Auszug werden die Rückkehr des jungen Leutnants Bruckner zu seiner alten Kompanie an der Somme und die schweren, heldenhaft bestandenen Erlebnisse der unbekannten Soldaten erschütternde Wirklichkeit. Ebenso wie die beiden vorgenannten liegt auch von Georg Grabenhorsts Erzählung „Regimentstag“ (ebenda, RM 0,80) schon die 10. Auflage vor.

Antoon Coolen hat in seiner Erzählung „Tan der Schuflinder aus Brabant und sein Wiener Kind“ (Wien, Franz Leo & Comp.) der Liebestätigkeit Hollands im Weltkrieg ein schönes Denkmal gesetzt. Er schildert die Erlebnisse eines kleinen Wiener Mädels bei ihren holländischen Pflegeeltern, die das Kind aufnahmen, um aus der Verpflichtung der vom Krieg verschonten Länder heraus den hungernden und leidenden Kindern der vom Krieg betroffenen Länder Hilfe zu leisten. Die deutsche Übersetzung stammt von Kurt Lenzberg.

Richard Billingers neuer Roman „Das verschenkte Leben“ (Berlin, S. Fischer, RM 5,80) führt aus dem Reich des Zirkus auf das Land, aus dem der Zirkusreiter Pedro Klingfor stammt, und endet in einem unheimlichen Zwischenreich. Als Pedro, der nun wieder zum Peter wird, nach dem Tode seines geliebten Pferdes Helios durch einen Zirkusbrand auf den Hof seines Bruders zurückkehrt, um wieder einzuwurzeln in das bäuerliche Leben, greift eine dunkle Macht in sein Leben ein: der Gottseibeius, inkarniert in einem ungarischen Zigeuner. Ihm bietet er sein Leben, um die geliebte Mutter, die durch Satanstücke auf den Tod liegt, zu retten. Die Mutter geneht, der Sohn sieht dahin. Der Zigeuner vertreibt ihn aus der Sicherheit seines neuen Lebens und verwehrt ihm auch die Rückkehr ins alte. Er ist verloren und nimmt auch die Abneigung der Seinen klaglos hin, die von seinem Opfer nichts wissen, gibt die geliebte Frau auf und stirbt in dem Troste, die Mutter und die Erde der Väter gerettet zu haben. Billinger hat die beiden Reiche

des Realen und des Unheimlichen so dicht ineinander verwoben, daß man keine Nahtstelle spürt und dem zweiten Reiche und seinen Kräften so willig folgt wie denen des ersten.

In der Erneuerung der Wild-West-Romane von Bret Harte, auf die wir verschiedentlich hinwiesen, ist als neuer Band in deutscher Übertragung jetzt erschienen „Cressy. Ein Mädchen aus dem wilden Westen“ (Berlin, Aufwärts-Verlag. RM 3,80). Bei aller Vorliebe für Bret Harte gelingt es einem nicht leicht, sich in diese Geschichte hineinzulesen, aber man macht wiederum die Erfahrung, daß man dann doch in den Vann dieses Klassikers des Wilden Westens gerät, denn sein großer Vorzug bleibt, daß er die Menschen jener Zeit so hinstellt, wie sie wirklich waren, mit ihren Torheiten, ihren kleinen Eifersüchteleien, die immer wieder zur Auseinandersetzung mit den letzten Mitteln führen, und ihrer durchaus männlichen Haltung zum Leben.

In seinem Roman „Vier Soldaten der roten Armee“ schildert Hans Zuchhold das Erleben vier deutscher Kriegsgefangener, ihre Leiden und ihr durch keinen Widerstand zu brechendes Streben, in die Heimat zurückzukehren während der Herrschaft des Admirals Koltshak in Sibirien und seines Kampfes gegen die Roten. Zuchhold selber war als Verwundeter in die Hände der Russen gefallen und kann aus eigener Erfahrung sprechen, so daß man ihm auch die fürchterlichsten Gestalten auf der bolschewistischen Seite glaubt. Man kann diesen Roman in die Reihe der wirksamen Schriften gegen den Bolschewismus stellen (München, Sebalbus-Verlag. RM 4,80).

Im gleichen Verlage erschien der neue Roman von Ludwig Diehl „Diether und Wilfhilde“ (RM 3,80). Wie sein „Euso“-Roman spielt auch seine neue Erzählung am Bodensee, in und um die Feste Ravensburg. Wir erleben in den Titelhelden Wilfhilde von Braunsperg und Diether von Wildenegg ein Stück schwerer deutscher Geschichte: den Todeszug des jungen Konradin nach Italien und die Rückwirkungen des Kampfes der Fürsten und des Absinkens des Kaisertums in Deutschland. Diehl versteht es, in den breit gespannten Rahmen ein Bild des Gesamtzustandes unseres Reiches und Volkes in

dieser Zeit des Niederganges mit starken Strichen zu spannen.

Für unsere Jugend geeignet ist das Buch von Martin Dey „Der unnütze Fresser“ (Köln, Volker-Verlag. 144 S.). Denn diese Geschichte einer Fahrt durch Deutschland stellt den Typ eines jungen deutschen Mannes hin, der in seinem unverzagten Anpacken des Lebens ein gut Stück deutsche Kraft verkörpert. Dieser „unnütze Fresser“, der seinen Eltern auf der Tasche lag, da er ohne seine Schuld in der bösen Zeit um 1930 keine Arbeit finden konnte, hatte sich nach schwerem Zerrwürfnis mit seinem Vater von Königsberg auf die Weine gemacht, um im Reiche Arbeit zu finden. Er vermied die Gefahr, ein Landstreicher zu werden, weil er bei aller Sehnsucht nach der Ferne und nach Erlebnis doch immer Arbeit suchte und hierin eine unzerstörbare Lebendigkeit bewies. Seine Abenteuer hat er Martin Dey erzählt, der sie zu Nutz und Frommen unserer Jugend aufzeichnete.

Ein fruchtbarer Gedanke wird von dem Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses (Halle) verwirklicht, der eine Reihe von Romanen und Erzählungen beginnt, die Leben und Taten hervorragender deutscher Männer der Vergangenheit im Ausland und im Grenzland darstellen sollen. Die beiden ersten Proben, zwei Romane von Johannes Reinwaldt „König Geisas Waffenbruder“ und „Der Kampf um die Freiheit“ (beide RM 3,80), eröffnen gute Aussicht auf Wert und Gehalt der geplanten Reihe. In König Geisas Waffenbruder wird an dem Schicksal eines jungen Friesen, der wegen der Vernichtung seiner Heimat durch eine schwere Sturmflut gen Osten zieht, an den Hof König Geisas II. von Ungarn kommt und mit dem Ritter Gottlieb nach Siebenbürgen geht, sich tüchtig und heldenhaft mit den Rumanen schlägt, ein bedeutsames Stück deutscher Geschichte, die Gründung der deutschen Siedlung in Siebenbürgen, behandelt. An einer Einzelgestalt wird gesamtdeutsche Leistung im Auslande sichtbar gemacht. „Der Kampf um die Freiheit“ schildert Friedrich Wilhelm von Steubens kriegerische Taten im Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten gegen England. Beide Bücher sind fesselnd geschrieben und eignen sich

besonders auch für die heranwachsende Jugend.

Schöne Geschenkbücher

Eines der schönsten von den vielen schönen Atlantis-Büchern ist der neue Band „Gotische Kathedralen in Frankreich“ (Berlin, Atlantis-Verlag. 232 S., davon 160 in Kupfertiefdruck. RM 12,—). Der Text ist von Paul Elemen, die Aufnahmen von Martin Hürlimann. Beschrieben sind Notre Dame in Paris und die Kathedralen von Chartres, Amiens und Reims. Paul Elemen führt Rodins Worte über die Kathedralen Frankreichs an, in denen er die Kathedralen als die Synthese Frankreichs preist und mit der Mahnung schließt: „Blicket mit Bescheidenheit und Empfänglichkeit. Stimmt euch zur Arbeit und zur Andacht!“ Unter den andern Stimmen aus Frankreich, die Elemen nennt, sei noch auf Elie Faure hingewiesen, der Frankreichs Genius, ja den französischen Helden in der Kathedrale verkörpert sieht. In seiner ausgezeichneten Einleitung geht Elemen auf den beispiellosen Siegeszug der Gotik im nördlichen Frankreich ein und legt seine tiefsten Gründe dar, die in dem gewaltigen Aufstieg Frankreichs seit Beginn des 12. Jahrhunderts liegen, als Frankreich die Führung in der abendländischen Kultur übernahm. Dann deutet er den Sinn der großen Bauten in ihrer Gesamtheit und in ihren Einzelheiten. Zum Schluß weist er darauf hin, daß die Kathedrale im heutigen Frankreich vielleicht nicht nur Deuter, Führer und Lobredner, sondern auch einen neuen Victor Hugo brauche, dessen Gestalten nicht mehr so wie noch vor 30 Jahren um Notre Dame geistern. Die Einzelbeschreibung der vier Kathedralen erweist aufs neue, daß niemand den letzten Sinn und die Größe der Gotik verstehen kann, der nicht diese Kathedralen kennt. Die Bilder von Martin Hürlimann entsprechen in ihrer Vollendung der Größe des behandelten Gegenstandes.

Von der Kunst einer deutschen Hochzeit kündigt das Buch „Hohenstaufenschlößer“, zu dem Leo Bruhns eine vortreffliche Einleitung schrieb, und das auf mehr als 90 Seiten die Welt der Staufer in

ihren bleibenden Zeugnissen in lebendigster Form erstehen läßt. Die Stauferkaiser haben bewußt in ihren Bauten Denkmäler der Größe ihrer Macht errichtet, und in jedem einzelnen von ihnen ist aus einer einheitlichen inneren Konzeption aus der hohe Gedankensflug und die Kraft dieses stolzen Geschlechtes enthalten, das in Tragik enden mußte. Von dem alten Stammstitz, dem Hohenstaufen, geht der Weg über Kaiserswerth, Trifels, Wimpfen, die Burg in Eger mit ihrer Kapelle, Gelnhausen, Nürnberg, Münzenberg, Seeligenstadt, Burg Wildenberg nach Italien und Sizilien. Die Kastele in Brindisi und Bari, der Turm Friedrich Barbarossas in Terracina, die Burgen in Castel Lagopesole, in Gioia del Colle, in Trani, in Castel Oria bei Tarent, die Festung in Lucera mit dem Löwenturm, das Castel in Prato, in Catania und das Bauwerk von stärkstem Eindruck Castel del Monte bei Andria, das — von den Stauern gebaut — den unglücklichen Söhnen Manfreds zum Gefängnis diente: alles dies ist in ungewöhnlich eindrucksvollen Bildern wiedergegeben, deren letzte die Ruinen in Syrakus und Manfredonia zeigen. Dieses wertvolle Buch kostet nur RM 2,40 und ist erschienen in der Reihe der „Blauen Bücher“ (Königstein, Karl Robert Langewiesche).

Einem deutschen Künstler von höchstem Rang, Georg Kolbe, gilt eine neue Veröffentlichung der schönen, in ihren Bildreproduktionen meisterhaften Bücher des Rembrandt-Verlages (Berlin) mit Betrachtungen über Kolbes Plastik von Wilhelm Pinder (64 Tiefdrucktafeln. RM 6,50). In der gleichen Reihe „Kunstbücher des Volkes“ war als 2. Band die kongeniale Einführung in Kolbes Werk von Rudolf S. Binding erschienen. Jetzt wird eine Auswahl aus dem Werk des Künstlers aus den letzten zehn Jahren gegeben. Wilhelm Pinder sagt in seinen tief-schürfenden, Kern und Wesen freilegenden Betrachtungen zu den Werken der letzten Jahre von Georg Kolbe, daß seine Gestalten wenig erzählen, aber viel sagen, und daß er zu jenen Auserlesenen gehöre, die wirklich ein Geschlecht in sich tragen, das möglich ist und dennoch nur durch ihn

erst lebt, von einer anderen Wirklichkeit als die übrige Natur, aber als neue Natur dennoch wirklich: wirksam. Er setzt Kolbes Gestalten in unmittelbare Beziehung zur Antike und betont, daß Kolbe nicht eigentlich Bildhauer sei, sondern der Fortsetzer der großen Linie deutscher Metallplastiker von den Schöpfern der Hildesheimer Bronzetüren und des Braunschweiger Löwen, der Magdeburger Bischofsgräber, der Wülferschen Gießhütte über Hubert Gerhard und Reichle, Krumper und Petel zu Andreas Schlüter, Donner und Rauch. Dieses Buch ist eine würdige Gabe zu Georg Kolbes 60. Geburtstag. Die vollendeten Aufnahmen seiner Plastiken sind von Magrit Schwarzkopff.

Eine der entzückendsten Gaben sowohl im Inhalt wie in der äußeren Ausstattung ist das Skizzenbuch von Daniel Chodowiecki „Von Berlin nach Danzig“, in dem er seine Reise im Jahre 1773 in Bildern festhielt. Diese 100 Bilder, die nach den Originalen der Staatlichen Akademie der Künste in Berlin von Wolfgang von Dettingen herausgegeben, eingeleitet und mit Erläuterungen der einzelnen Blätter versehen wurden, liegen nun in neuer Auflage vor und bilden eines der köstlichsten Kleinode deutscher Kunst, das dank der verständnis- und liebevollen Arbeit des Herausgebers nun allen Kreisen nahe kommt.

„Kinderbildnisse“ heißt eine Sammlung, in der Max Sauerlandt aus fünf Jahrhunderten der deutschen und niederländischen Malerei eine Gabe von höchstem Reiz geschaffen hat (Königsheim im Taunus, Karl Robert Langewiesche. RM 2,40). Die Sammlung beginnt mit dem Knabenbildnis mit blondem Haar von Ambrosius Holbein aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und endet mit dem Bilde des jungen Johann von Liechtenstein auf dem weißen Zelter von Friedrich von Amerling (1803 bis 1887). Diese Sammlung spricht jeden unmittelbar an und geht auch jeden unmittelbar an; denn erst im Erlebnis des Kindes, wie Max Sauerlandt ausführt, wird der Mensch sich seiner selbst ganz bewußt. Nach dem großen Geheimnis des Lebens kann erst durch das Kind und sein Erleben der letzte Zusammenhang der Ein-

ordnung des Einzelmenschen in die Gesamtheit und der Ablauf des Lebens deutlich werden. Eines der köstlichsten Bilder ist die Selbstdarstellung des 13jährigen Albrecht Dürers aus dem Jahre 1484, das völlig einsam in der Kunst seiner Zeit steht. Ihm folgt 50 Jahre später das Familienbildnis von Hans Holbein, auch einsam in seiner Zeit. Dann erst beginnt der breite Fluß der Kinderdarstellung, zuerst getragen im 17. Jahrhundert von Niederländern. Das 18. Jahrhundert sah das Kind als psychologisches Problem. Im 19. Jahrhundert hat das Kind auch in der Kunst unbestritten seine Herrschaft angetreten. Auch dieser Band der Blauen Bücher mit seinen 15 farbigen und den anderen ausgezeichnet wiedergegebenen Schwarz-Weiß-Nachbildungen steht ganz auf der Höhe der Leistung, die wir von dieser Sammlung gewohnt sind. — Der Kunsthistoriker Karl Gröber hat eine ebenso nützliche wie vergnügliche Arbeit geleistet, indem er „Die sieben Schwaben“ in einer Vollständigkeit wiederbelebt hat, die seinem Buche den Wert eines klassischen Dokumentes verleiht (Augsburg, Literarisches Institut P. Haas & Cie. 171 Seiten, 29 Bilder. RM 3,80). In seiner Einleitung deutet Gröber die Geschichte von den sieben Schwaben als den Spiegel für den ganzen schwäbischen Stamm in all seinen Spielarten. Aufgenommen ist Hans Sachs' „Die neun Schwaben“, weiter die „Historie von neun Schwaben“ des Hans Wilhelm Kirchhof aus „Wend Unmuth“, das Gedicht von dem Bilderbogen des Paulus Fürst aus Nürnberg um 1640, der Bilderbogen von Georg Wilhelm Salomusmiller, Sebastian Sallers weltliche Komödie „Die sieben Schwaben“ und die klassisch gewordene Fassung der Abenteuer der sieben Schwaben durch Ludwig Aurbacher vom Jahre 1827. Auch die Abenteuer des Spiegelsschwaben von Aurbacher sind dankenswerterweise hinzugefügt. Dann gibt Gröber eine Darstellung der sieben Schwaben in der Literatur und der Kunst. Die Bilder bringen außer Ludwig Richters Holzschnitten die Bilderbogen von Fürst, Salomusmiller und Friedrich Campe sowie die Lithographien von Ferdinand Fellner und eine Abbildung des Webers mit

den neun Schwaben vom Ende des 16. Jahrhunderts sowie von zwei bemalten Tongruppen, eine aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die andere von Anton Sohn von 1830. Nun haben wir in recht guter Ausstattung eine vollständige Zusammenfassung dieser unsterblichen Schwabenstreiche.

In den unendlichen Reichtum menschlicher Beziehungen, den Goethes Leben in seiner weltweiten Wirkung darstellt, führt in einem sehr lebendigen Auschnitt das Buch „Eine Welt schreibt an Goethe“ ein, in dem Rudolf K. Goldschmidt-Jenter Briefe an Goethe von 1775 bis 1832 gesammelt hat (Kampen, Niels Kampmann. 339 Seiten). Dieses Buch ist etwas Neues, denn zusammengestellt besaßen wir diese Zeugnisse von Goethes Austausch mit der Welt, was sie von ihm empfing und was sie ihm gab, noch nicht. So wird der Goethe-Kenner ebenso wie der Goethe-Laie dieses Buch dankbar begrüßen. Es ist nach folgenden Abschnitten geordnet: Briefe der Familie, der Frauen, des Hofes und fremder Fürstlichkeiten, Schillers, der Freunde, der Männer der Kunst (Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker), der Männer der Wissenschaft und Briefe des Auslands. Nur hier muß der Einwand gemacht werden, daß man die Österreicher nicht unter „Ausland“ hätte bringen sollen. Am Schluß finden sich Briefe von Cotta, Eckermann, Riemer und Jahn. Der Herausgeber schrieb ein Nachwort, in dem er seinen Plan vollgültig rechtfertigt.

Hausbücher

Zwei sehr empfehlenswerte Bücher zum täglichen Gebrauch sind die Bändchen

„Hund und Kage“ von Tierarzt Dr. G. von Knebel und der Ratgeber für Pilzsammler von Professor Ulbricht „Essbar oder giftig“ (Berlin, Verlag der Grünen Post. Beide mit vielen Aufnahmen auf Bildtafeln, die im Pilzbuch farbig sind). Aus reicher Erfahrung berät Dr. von Knebel den Tierliebhaber in allem, was ein verantwortungsbewußter Tierfreund von seinen vierbeinigen Hausgenossen wissen muß. Er sagt ihm, was vor der Anschaffung des Hundes zu überlegen, wie der Hund zu ernähren, wie er zu halten, zu pflegen und zu erziehen ist, und zeigt die Symptome auf, an denen der Laie die Erkrankung des Tieres erkennen kann. Dieselbe Arbeit ist auch für die Kage geleistet. Man möchte den Tieren wünschen, daß ihre Herren, ehe sie die Aufgabe übernehmen, sich in diesem Buche informieren, und den Herrn die Lektüre empfehlen, weil sie dann größere Freude an ihren gesunden Tieren haben werden. Der Ratgeber für die Pilzsammler bietet einen sicheren Wegweiser durch dies so wichtige Gebiet, er mündet in letzte Aktualität ein mit einem Abschnitt über die Rolle der Pilze im Jahresplan. Die klaren Bilder der Pilze, nach denen man kaum mehr irren kann, werden erläutert durch Regeln für den Pilzsammler, durch die Beschreibung der Speisepilze, von denen die 100 wichtigsten Sorten berücksichtigt sind, die Beschreibung der Giftpilze, der Pilzvergiftungen; die Verwertung der Pilze wird sachkundig dargestellt ebenso wie die Pilzküche und der Nähr- und Speisewert der Pilze. Auch eine Anleitung zur Pilzzucht wird gegeben.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Dr. Hans Künfel, Frankfurt a. d. Oder — Dr. Eberhard Georgii, Muxdorf — Dr. Richard Benz, Heidelberg — Leopold v. Schlözer, Tübing (Starnb. See) — Geheimrat Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin — Otto Doderer, Wiesbaden — Josef Martin Bauer, Dorfen (Oberbayern) — Dr. Werner Wirths, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Kraus, Berlin-Charlottenburg • M. III, 1937: 4000 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 5 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25 %.

Henry von Heiseler

Erzählungen und Prosa

Mit einem Lichtbild. Ln. RM 7.80

Inhalt: Der Begleiter — Wáwas Ende — Marginalien (Tagebücher) — Aufsätze über Puschkin, Shaw, Iwánow, Stefan George, die religiöse Lage in Rußland.

Dr. Josef Dünninger in der „Berliner Börsenzeitung“

Das Unerreichte Heisellers liegt in der eigentümlichen Vereinigung einer ausgeprägten formalen Begabung mit dem ursprünglichsten Gefühl für das Dichterische. Dieser Dichter lebt aus unerforschten Gründen und in geklärten seelischen Welten zugleich. Es ist vielfach jenes eherne Antlitz in seinen Dichtungen, das aus erschütterten Zeiten heraufwächst, aus diesen Erschütterungen kommt, und stärker geworden ist als die Gewalt dieser Schrecken.

Marcel Brion in „Nouvelles littéraires“, Paris

Das ist eine ungewöhnliche Gestalt, und mir will scheinen, daß die deutschen Kritiker der so persönlichen Begabung dieses Dichters noch nicht voll gerecht geworden sind.

Wilhelm Schneider in seinem Werk „Dichtung der Auslandsdeutschen“

In Henry von Heiseler müssen wir einen der größten Dichter, vielleicht den größten Dichter verehren, den das Auslandsdeutschum uns geschenkt hat.

Demnächst folgen in gleicher Ausstattung je ein Band mit Henry von Heisellers Gedichten und Dramen. Bei Vorausbestellung aller drei Bände bedeutende Preisermäßigung. Prospekte und Subskriptionseinladungen durch Ihren Buchhändler.

KARL RAUCH VERLAG / MARKKLEEBERG-LEIPZIG

Das Beste der Heimat Das Schönste der Welt

Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode,
Architektur, Kunstgewerbe, Theater,
Wohnkultur zeigt in jedem Heft mit
Beiträgen erster Autoren, auserlese-
nen Bildern u. prächtiger Ausstattung

die neue linie

Die Zeitschrift für neuen Lebensstil

Mitarbeiter der neuen linie sind:

Paul Alverdes, Werner Bergengruen,
Hans Friedrich Blunck, Otto Brües, Paul
Fechter, Hanns Johst, Wilhelm Schäfer,
Wilhelm v. Scholz, Will Vesper u. a. m.

Monatlich ein Heft zu RM. 1.—

Verlag Otto Beyer

Leipzig

Berlin

Zürich

Wertvolle Neuerscheinungen 1937

Hermann Stegemann

Schicksalsymphonie

Ein Buch für Deutsche. In Leinen RM. 6.50

Eine der ersten wahrhaft dichterischen Gestaltungen der aus dem Kriegserlebnis geborenen deutschen Freiheitsbewegung. Unbeirrt und unbestechlich hat Hermann Stegemann seine Geschichte des Krieges und seine Schriften zum Wiederaufbau Deutschlands geschrieben; mit gleicher Klarheit und Ausdruckskraft zeichnet er nun im Gewande des Romans das deutsche Schicksal und deutet runenkundig seinen Gehalt. In einem abseitigen Schweizer Tal erleben die Menschen seines Buches die letzten Tage des Weltkrieges. Leibhaftig tritt er vor ihre Türe in Gestalt eines unbekannten, bis ins Mark gerrütteten deutschen Soldaten. Sie nehmen ihn auf, heilen ihn, entlassen ihn in die Heimat, die wie er zerföhren ist und der er helfen muß, wie ihm geholfen wurde. Ein Sinnbild der Unversehrbarkeit und Genesungskraft deutschen Geistes, geht der Soldat Walder durchs weitere Leben, verbunden den Freunden und doch abseits und in seiner Aufgabe einsam. Wie die vier Sätze der unsterblichen Symphonie reihen sich die vier Teile des Werkes aneinander und runden sich zu dem Ring, dessen Härte keinem Deutschen erspart wird, dessen Heilkraft keinem versagt bleibt.

Josef Ponten

Novellen

Gesamtausgabe. In Leinen RM. 5.80

Inhalt: Die Bodreiter — Der Meister — Die Insel — Der Urwald — Der Gletscher — Frau im Süden — Das Haus des Arztes — Die erste Rheinreise — Die Uhr von Gold — Weißbrot — Die Fahrt nach Aachen — Die letzte Reise.

In seinen Novellen hat Josef Ponten in der Strenge der novellistischen Form kleine Meisterwerke geschaffen. Wenn in der modernen Literatur in Bezug auf Abgeföhlichkeit der Form, Disposition der Handlung, Musikalität und architektonisch gegliederten Aufbau Novellen das Prädikat „klassisch“ zuerkannt werden darf, so diesen Meisternovellen von Josef Ponten.

Walter Kramer

Die heiligen Nächste

Erzählungen. In Leinen RM. 4.50

In dieser großen Rahmen Erzählung von den „Heiligen Nächsten“ hat der Dichter der zuchtvollen und verpflichtenden Novelle „Heimgang in Flandern“ nunmehr den vollen Umfang des Kriegserlebnisses ausgetritten. In sieben Geschichten, die in den heiligen Nächsten zwischen Weihnacht und Neujahr erzählt werden und die in sieben Gefallenen den ersten Aufruf zu einem soldatischen Leben verkörpern, ist das Kriegserlebnis Quelle neuen Lebens geworden. Eine starke, strenge Dichtung männlichen Geistes, die an den inneren Problemen unserer Zeit nicht vorübergeht und die ewige Landschaft der Seele im Feuer soldatischen Lebens und Sterbens erglöhren läßt.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin

Schriften der Corona

Deutscher Geist – Deutscher Osten

Zehn Reden. Von Josef Nadler

223 Seiten. In Leinen RM. 6.50

Inhalt: Nation, Staat und Dichtung — Prinz Eugen und das deutsche Geistesleben seiner Zeit — Goethe und Grillparzer — Deutschland und Österreich im Wechselspiel der deutschen Dichtung — Zürich und Königsberg im 18. Jahrhundert — Hamann, Kant, Goethe — Goethe oder Herder? — Goethe und der deutsche Osten — Heinrich von Kleist — Der zeitliche und der ewige Deutsche — Schrifttum.

„Die zehn Reden gehören zum besten Gedanken- und Sprachgut der Gegenwart.“

Deutsche Allgemeine Zeitung

Letzte Versuche

Von Josef Hofmiller

2. Auflage. 163 Seiten. In Leinen RM. 4.80

Inhalt: Stifter — Gottfried Keller — Burckhardts Briefe — Hehns „Goethe“ — Herman Grimm — M. Ebner-Eschenbach — Der einsame Wagner — Ibsen — Lesskow — Dehio — Hofmannsthal — Emil Strauß.

Durch Unabhängigkeit, Freimut, Einsicht war Hofmiller der erste deutsche Kritiker seiner Zeit. Er war einer ihrer wenigen Essayisten, einer unserer besten Schriftsteller. So groß sein Wissen war, er wollte kein „Fachmann“ sein, er hielt sich fern vom literarischen Treiben — ungroßstädtisch, süddeutsch, deutsch bis in den Kern.

Erinnerungen an Rainer Maria Rilke

Von Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe

3. Auflage. 101 Seiten. In Leinen RM. 5.—

Erinnerungen aus den Jahren 1910—1926 an Duino, Venedig, Wien, die Schweiz: Begegnungen mit Menschen, Landschaften, Reisen, das Werden der Dichtungen, das Bild des Menschen und des Dichters — festgehalten von der Beschützerin und Freundin, deren Name über Rilkes großem Werk, den „Duineser Elegien“, steht.

„Diese Erinnerungen zählen zu den schönsten Rilke-Büchern: Rilke lebt in ihnen, und mit ihm die Menschen, der Raum, die Luft, die um ihn waren.“

Kölnische Zeitung

„Für jeden, der Rilke liebt, ist dies Buch ein tiefes Erlebnis.“

Frankfurter Nachrichten

*

Corona / Zweimonatschrift

SIEBENTER JAHRGANG (sechs Hefte) RM. 10.— / EIN HALBJAHR (drei Hefte) RM. 5.— / EINZELHEFTE (120 Seiten) RM. 1.80 / Vollständiges Heft zur Probe: RM. —.50 / Heft mit Probeseiten kostenlos

R. OLDENBOURG / MÜNCHEN UND BERLIN
VERLAG DER CORONA / ZÜRICH

Zwei bedeutende Neuerscheinungen

Richard Benz

Die deutsche Romantik

Geschichte einer geistigen Bewegung

480 Seiten mit 16 Bildtafeln

In Leinen RM. 10.—, geheftet RM. 8.—

Eine neue Gesamtdarstellung dieser einzigartigen deutschen Geistesströmung, die wie ein Wunder am Ende des 18. Jahrhunderts aufbrach, ganz Europa für einige Zeit in Bann hielt und dem deutschen Einfluß unterwarf. Wie kein anderer war Richard Benz, der bekannte Heidelberger Kulturhistoriker, dazu berufen, uns ein abschließendes Bild dieser bedeutsamen Epoche, die uns heute wieder besonders nahe ist, zu schenken. Sein Werk gibt in vieler Hinsicht völlig Neues in Auffassung und Deutung und hat anderen Darstellungen außer einer souveränen Beherrschung der Literatur und Philosophie der Romantik auch eine überragende Kenntnis der Musik jener Zeit voraus.

Dr. Walther Linden

Geschichte der deutschen Literatur

von den Anfängen bis zur Gegenwart

460 Seiten mit 48 Bildseiten

In Leinen RM. 7.80, geheftet RM. 6.—

Wie einen hehren Bau sehen wir die deutsche Dichtung empornwachsen aus den stürmischen Zeiten der Völkerverwanderung — in denen die Ursprünge unserer heroischen Nationalen liegen — zu der Auseinandersetzung zwischen Germanentum, Antike und Christentum im Mittelalter, zu Reformation, Gegenreformation und Barock, zu dem Ausbruch einer neuen deutschen Bewegung im 18. Jahrhundert, die in den Blütezeiten der Klassik und Romantik gipfelt. Über das 19. Jahrhundert leitet die Betrachtung über zu einer ausführlichen Darstellung der neuesten Zeit, die mitten in das lebendige Treiben der Gegenwart führt. Ein Volksbuch, das klar, anschaulich und fremdwortfrei geschrieben, dennoch die strengsten Anforderungen an wissenschaftliche Gründlichkeit und Zuverlässigkeit erfüllt.

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

1.5 Milliarden Km.
Guthspenden in den vier Welt
Durch Dein Opfer!



ALLEIN AN-
BEKLEIDUNGS-
STOFF
40000 Km

Das entspricht
dem Umfang der Weltkugel

Zum Beginn der neuen Spielzeit!

Reclams Opernführer

Herausgegeben v. Georg Richard Kruse. 70. Tsd.
Universal-Bibliothek Nr. 6892—96 a. Geheftet
RM. 2.10, in Ganzleinen RM. 2.50

Reclams Operettenführer

Bearbeitet und herausgegeben von Walter Mnlk.
Mit einem Geleitwort v. Staatsrat Dr. H. S. Ziegler.
Univ.-Bibl. Nr. 7354/55. Kart. 70 Pf., geb. RM. 1.10

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft liegt ein Werbeblatt für die Bucherei der dramatischen Dichtung des Theaterverlages Albert Langen/Georg Müller, Berlin, bei, auf das hiermit besonders hingewiesen sei.

Außerdem ist der Gesamtauflage ein Prospekt der Buchhandlung Fr. Stollberg, Merseburg, beigegeben, um dessen Beachtung wir unsere Leser bitten.

Reclam

Neuerscheinungen der Universal-Bibliothek

Erwin Wittstock: Das Begräbnis der Maio
Novelle. (Nr. 7375)

Emanuel Stickelberger: Bluthochzeit
Historische Erzählung. (Nr. 7376)

Friedrich Bischoff: Rübezahls Grab
Erzählungen. (Nr. 7377)

Wege der Liebe
Frauenlyrik der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Hanna Holzwart. (Nr. 7382)

Kartoniert je 35 Pf., Künstlerpappband je 75 Pf.,
Meisterband (Ganzleinen) je RM. 1.—

Jakob Böhme: Vom Geheimnis des Geistes
Ausgewählt v. Friedrich Alfred Schmid Noerr. (Nr. 7378)

Prof. Dr. Friedrich Grimm:
Am Rhein, Ruhr und Saar
Ein Abwehrkampf 1918—1935. (Nr. 7385)

Hermann A. K. Jung: Skagerrak
Mit Schlachtkreuzer „Lützow“ an der Spitze. Erlebnis-
bericht. (Nr. 7386)

Kartoniert je 35 Pf., gebunden je 75 Pf.

Hermann Harder: Die Religion der Germanen
(Nr. 7383/84) Kartoniert 70 Pf., gebunden RM. 1.10

Goethes Gedichte
Ausgewählt von Prof. Dr. Heinz Kindermann.
(Nr. 7379-81) Kart. RM. 1.05, in Ganzleinen RM. 1.45

*Täglich ich den Brockhaus preis,
Denn er weiß, was ich nicht weiß!*

ALLBUCH IN 4 BÄNDEN UND 1 ATLAS
PROBEHEFT KOSTENLOS VON F.A. BROCKHAUS, LEIPZIG C1



Das monumentale Quellenwerk

Deutsche Literatur

Sammlung literarischer Kunst- und Kultur-
denkmäler in Entwicklungsreihen

Herausgegeben in Gemeinschaft mit Universitätsprofessor Dr. Dietrich von Kralitz
von Universitätsprofessor Dr. Heinz Kindermann

Über 300 Bände. Jeden Monat erscheint ein Band
Bisber liegen 82 Bände vor

Ausstattung: handliches Oktav-Format, Umfang 250 bis 370 Seiten auf bestem Papier in modernen, leicht lesbaren Lettern; Halblederband, Ganzleinenband, Studienausgabe (geheftet). Angenehme Bezugsart: Falls keine Gesamtabnahme der bisher erschienenen Bände erwünscht, mit jedem monatlich erscheinenden Band Mitlieferung eines zurückliegenden. Bei Interesse für Einzelreihen, wie Barock, Romantik, Reformation usw., können diese gesondert bezogen werden.

In der „Deutschen Literatur“ ist das gesamte geistige Schaffen des deutschen Volkes von den frühesten Zeiten bis in die jüngste Gegenwart zusammengefaßt. Das Werk läßt die Quellen sprechen und bietet sie in ihrer ursprünglichen Form in exakter Textgestaltung dar. Die Texte sind in geschlossenen Entwicklungsreihen, die mit den einzelnen Stilperioden (Barock, Aufklärung) übereinstimmen, oder in Literaturgattungen (Volkslied, Politische Dichtung) zusammengefaßt. Die Bearbeitung jeder Reihe liegt in der Hand eines bekannten Literaturhistorikers. Längere Einleitungen führen in Geist und Struktur der Epoche ein.

Das Werk erschließt uns den Gesamtbesitz des deutschen Schrifttums und entreißt damit auch die weniger bekannten Schöpfungen dem Schicksal des Vergessenwerdens.

Ausführliche Reihenpläne und Subskriptionscheine durch jede Buchhandlung oder vom Verlag

PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG